

Ludwig M. Eichinger

Gesprochene Alltagssprache¹

1. Vom Sprechen und Schreiben

1.1 Medium und Geltung

1.1.1 Statusfragen

Ob die geschriebene oder die gesprochene Form die eigentliche Form der Sprache ist, kann man in einer Phase entwickelter Schriftlichkeit für strittig halten – der Streit darum ist müßig. Jedenfalls hat es sich so ergeben, dass unsere Grammatiken sich im Kern an der geschriebenen Sprache orientieren, der Sprachform, in der sich die höchstmögliche Explizithet realisiert findet, und die daher grammatische Beschreibungen liefern, die den gesprochenen Gebrauch immer defizitär oder merkwürdig erscheinen lassen. Und in vergleichbarer Weise gilt das auch für die Lexikographie: Oft sind Wörter des gesprochenen Deutsch in irgendeiner Weise als umgangssprachlich, regional markiert oder jedenfalls als stilistisch auffällig gekennzeichnet.

Das alles spricht schon von Vielfalt, gerade im Fall der deutschen Sprache muss es bei Überlegungen zur gesprochenen Sprache jedoch auch um die Suche nach der Einheit gehen. Wenn sich eine übergreifende Form der gesprochenen Sprache in Annäherung an und Auseinandersetzung mit dem herrschenden Standard ausgebildet hat, dann sollte es doch auch Eigenschaften geben, die gerade dem Tatbestand des Sprechens geschuldet sind und als Elemente einer übergreifenden sprechsprachlichen Form des Deutschen angesehen werden können. Man kann vermuten, dass es sich dabei um Eigenheiten handelt, bei deren Realisierung wiederum mit dem Auftreten von Variation zu rechnen ist. Sie soll in unserer Darstellung begrenzt werden durch einen Bezug auf einen gewissen Öffentlichkeitsgrad der Gespräche, und auch dadurch, dass es im Wesentlichen um die in einem weiteren Sinn grammatischen Erscheinungen gehen soll, die man dabei beobachten kann.²

Jedenfalls erscheint die „natürliche“ gesprochene Sprache aufgrund dieses Kontextes in der sozialen Einschätzung als die nicht so ohne weitere Einschränkungen

1 Für die Unterstützung bei der Erstellung dieses Beitrags danke ich Frau Astrid Adler.

2 Diese Einschränkungen haben zur Folge, dass die verdienstvollen Untersuchungen zu Nähe- und Distanzsprachlichkeit (s. dazu Feilke / Hennig 2016) ebenso wenig eine zentrale Rolle spielen wie auf der anderen Seite Fragen einer segmentalen und suprasegmentalen Phonetik.

verwendbare Form. Es verwundert daher nicht, dass es immer einmal wieder sprachkritische Äußerungen gibt, bei denen Veränderungen kritisiert oder zumindest kritisch kommentiert werden, die beim genauen Hinsehen darauf zurückzuführen sind, dass schriftsprachliche Expliztheit und ihre Regularitäten zum Maßstab der Beurteilung gemacht werden, obwohl es um Erscheinungen geht, die für natürliche Mündlichkeit kennzeichnend sind. Wobei zu einer gewissen Unübersichtlichkeit der Verhältnisse noch beiträgt, dass es beim Gebrauch der Sprache im Sprechen zu Überlagerungen mit den ansonsten in der Interaktion verwendeten Mitteln – etwa denen gestischen Verweisens – kommt.

Einer der unter Sprachkritikern meist diskutierten Fälle ist ein Paradebeispiel für diese von einem schriftsprachlichen Ideal geprägten Sicht. Die Verwendung von *weil* – aber auch weiterer begründender Konjunktionen (*obwohl*, *wobei*) – mit Hauptsatzwortstellung ist offenbar eine vergleichsweise auffällige Konstruktion, fällt sie doch aus dem Rahmen der für das Deutsche prägenden Verbletzstellung in konjunktionalen Nebensätzen.³ Nun sind Kausalkonstruktionen ohnehin etwas Besonderes. Wir versuchen offenbar, Kohärenz durch kausale Interpretationsversuche zu erzeugen, wo immer das geht:

- (1) Man könnte den Menschen so den Ursachen-Bär, so wie den Ameisen-Bär nennen. Das Ursachen-Tier, wäre besser. (Lichtenberg, Sudelbücher, J 1826)

Es ist daher nicht verwunderlich, dass es eine ganze Reihe von im weiteren Sinn kausalen Verknüpfungen gibt, die der Unterordnung wie der Beiordnung potenziell selbstständiger Aussagen in begründenden Zusammenhängen dienen.

- (2) die lesesozialisation hat sich aus den [...] konzepten der leserziehung und der leseentwicklung heraus entwickelt / beziehungsweise hh auch [...] als eine art gegensatz **denn** / die äh leserziehung / mh hat einen zu großen schwerpunkt auf [...] die intentionale beeinflussung [...] der lesefähigkeit / gelegt (FOLK_E_00037_SE_01_T_0, 0021-0027, IDS-Datenbank DGD)
- (3) die frau bach war ganz erschüttert **weil** / sie zum ersten mal die hannah völlig ausflippen sehen hat (FOLK_E_00024_SE_01_T_0, 0038, IDS-Datenbank DGD)⁴

3 S. dazu den Beitrag von Dittmar / Şimşek in diesem Band.

4 Die Belege in diesem Beitrag stammen aus drei Korpora des Instituts für Deutsche Sprache (<http://www1.ids-mannheim.de/onlineangebote>), und zwar (1) dem Deutschen Referenzkorpus (DeReKo) mit Texten der geschriebenen Gegenwartssprache (<http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/>), aus dem bestimmte Zeitungstexte („Interviews“ u.ä.) und Wikipedia-Diskussionen herangezogen werden; (2) aus der Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), über die ausgewählte Korpora des Archivs für Gesprochenes Deutsch zugänglich sind (http://dgd.ids-mannheim.de/dgd/pragdb.dgd_

Der „Sog“ ins Kausale zeigt sich auch daran, dass es vielfach heutzutage noch temporal (z.B. *nachdem*) zu lesende Konnektoren sind, die kausal verwendet werden.

- (4) dann nimmt man // **nachdem** man da gesehn hat // dass es passt // den blinker weg und macht den schulterblick gleichzeitig (FOLK_E_00172_SE_01_T_0, 0274-02780, IDS-Datenbank DGD)
- (5) ja **nachdem** ich jetz diese frage so schnell beantwortet habe / äh wer hat noch weit[ere fragen] aller art (FOLK_E_00206_SE_01_T_01, 1415, IDS-Datenbank DGD)

In Daten zum gesprochenen Deutsch sind in diesem Kontext Verwendungen des folgenden Typs häufig, wobei in (6) beide Konstruktionstypen von *weil* belegt sind:

- (6) des fand ich dann wiederum cool // ne wasserpistole / **weil** da hab ich mich stimmt / da hatt ich mich nämlich noch gewundert **weil** ich gedacht hab komisch h des is ja eigentlich eher_n geschenk für_n jungen (FOLK_E_00024_SE_01_T_0, 0656, IDS-Datenbank DGD)

Angesichts der Ausdifferenzierung der Möglichkeiten syntaktischer Anschlüsse in diesem Bereich scheint der populären Sprachkritik die Verwendung als subordinierend bestimmter Konnektoren wie *weil* mit der Hauptsatz-Reihenfolge eher einem Konzentrationsmangel geschuldet und daher unangemessen zu sein:

- (7) Heute Morgen hörte ich im Radio den Satz: „Ziehen Sie sich warm an, weil heute wird es noch kälter.“ Ein Nebensatz aus sechs Wörtern, das ist doch eine überschaubare Angelegenheit, und trotzdem war der Sprecher mit der korrekten Platzierung des Prädikats überfordert. (Sick 2005: 159)

Tatsächlich ist es allerdings so, dass diese Art der Konstruktion bzw. diese Wortstellung nur gewählt wird, wenn die darin gegebene Begründung auf die zu begründende

extern.welcome), insbesondere das Teilkorpus FOLK (<http://agd.ids-mannheim.de/folk.shtml>), das Gesprächsdaten aus unterschiedlichsten Bereichen enthält; (3) aus dem Korpus „Deutsch heute“ (<http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/AnHang>), das aus systematisch erhobenen Sprachaufnahmen (freie Interviews und evozierte Daten) von Oberstufen- und Volkshochschulern (letztere ca. 45 bis 60 Jahre alt) aus dem gesamten deutschen Sprachraum besteht.

Bei jedem Beleg werden neben der Korpusquelle ggf. Informationen zur Einordnung des Belegs (z.B. zum Texttyp, zum Thema oder zu den Informanten) gegeben. Die Transkription wurde auf die für den gegebenen Zusammenhang notwendigen Informationen reduziert; Pausen werden durch Schrägstriche / bzw. // markiert, Sprecherwechsel durch die Personenkürzel (das Kürzel *IV* steht für „Interviewer“, *S1* für Sprecher 1 etc.).

Feststellung folgt, und häufig steht sie auch für, wenn man so will, vagere Arten von Begründung, etwa dem, was man abduktive Schlüsse nennt. Sie folgen Plausibilitätserwägungen und sind von einer Art selbstreflexivem Moment getrieben. Das selbstreflexive Moment einer solchen indirekteren Begründung erhöht den Aufwand bei der Verknüpfung der zwei selbstständigen Propositionen (das sind kausale Verknüpfungen), was man als Grund dafür sehen kann, dass in diesen Fällen häufig ein gewisses Anhalten nach dem *weil* wahrgenommen wird. Es passt zumindest dazu, dass in begründenden Zusammenhängen ohnehin zwei eigenständige Propositionen miteinander verknüpft werden, was in der „Hauptsatz-Wortstellung“ noch klarer wird. Vielfach genanntes und erläutertes Beispiel dafür ist der folgende Satz:

(8) Es hat geregnet, weil die Straße ist nass.

Wir können das als eine Begründung verstehen, weil wir, wiewohl wir nicht genau wissen, warum die Straße nass ist, es aufgrund unseres Erfahrungswissens für eine plausible Option halten, dass vorangegangener Regen ein Grund dafür gewesen sein könnte. Diese Satzverknüpfungen und ihre Anwendung sind im Konnektorenhandbuch des Instituts für Deutsche Sprache (Breindl / Volodina / Waßner 2014: v.a. 840-858) ausführlich dargestellt. In unserem Kontext ist eigentlich nur wichtig, dass die genannten Eigenheiten generell zu den beim Sprechen bevorzugten Strategien passen. Die Eigenheiten sind die Reihenfolge, das praktische Schlussfolgern mit einer reduzierten Ausdrucksform, die auf implizites gemeinsames Wissen zielt, die Setzung als relativ selbstständige Proposition und die Abfolge eines quasi-dialogischen Reflektierens. Dieser letzte Punkt zeigt sich auch bei weiteren kausalen Konnektoren, z.B. den Konstruktionen mit *obwohl* in den folgenden Belegen:

- (9) ja also ich bin zu Hause bei uns der Koch [...] macht mir Spaß [IV mhm] **obwohl** manchmal kocht auch meine Frau aber ich mache das gerne (Volks-hochschüler aus Frankfurt/Main, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (10) na ja **obwohl** die meisten wenn man im Urlaub ist oder so denken die meistens ich bin also erkennen sie dass ich halt aus / Raum Berlin komme so (Oberstufenschülerin aus Frankfurt/Oder, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Der zweite Beleg zeigt, wie mit dem allmählichen Verfertigen der Gedanken beim Sprechen auch die Konstruktionen wechseln können.

1.1.2 Auffällige Varianten

Auch in anderen immer wieder besprochenen Fällen kommt man bei genauerer Betrachtung zu einer ähnlichen Einschätzung, was das Verhältnis von typischem Schreiben und Sprechen angeht. So z.B. bei der Verwendung des Verbs (*nicht brauchen*) mit bzw. ohne die Infinitivkonjunktion *zu*, also Fällen wie den folgenden:

- (11) aber sie **brauchen** ihre Integration ja **nicht zu übertreiben** (Volkshochschüler aus Eupen, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (12) also die Schulpolitik in Bremen ist ja sowieso verpönt also da **brauchen** wir ja gar **nicht drüber reden** (Oberstufenschülerin aus Bremerhaven, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (13) absolut nicht [IV gar nicht? <lachend>] keine Bücher / **brauch(t)** man **mir nicht mit kommen** (Oberstufenschüler aus Coesfeld, IDS-Korpus „Deutsch heute“)⁵

Man kann sehen, dass in der Reihe dieser Belege die „alltägliche“ Sprechsprachlichkeit zunimmt, im letzten Fall handelt es sich um eine recht feste Redewendung der Empörung, zum ersten Beleg passt neben der gewissen Formalität – und dem relativ abstrakten Inhalt –, dass es sich um einen Beleg aus den kleineren Sprachgebieten des Deutschen handelt, in denen Standardsprachnähe offenbar insgesamt eine größere Rolle spielt, wie sich bei den Interviews für das Projekt „Deutsch heute“ zeigt, aus deren Material diese Belege stammen. Man kann abkürzend sagen, dass die sprechsprachliche – wenn auch räumlich und von der Stilebene differenzierte – Realisierung mit reinem Infinitiv das (negierte) Verb *brauchen* wie das bedeutungsäquivalente (und positive) *müssen* behandelt, als ein Modalverb. Das ist beim Sprechen sicher noch etwas näherliegend als beim Schreiben, da gerade bei der Form *er/sie braucht* das auslautende [t] häufig apokopiert wird, was auch zu dieser – historisch bedingten – Besonderheit der Modalverben passt.

- (14) kommt drauf an man **brauch(t)** immer fünf (Oberstufenschüler aus Neuruppin, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Wenn man sich einen weiteren Klassiker, die Schwächung des Genitivs ansieht, so haben wir im *Ersten Bericht zur Lage der deutschen Sprache* (s. Eichinger 2013) gezeigt, dass sich in der geschriebenen Standardsprache die Funktion des Genitivs als Attribut gehalten und bei manchen Präpositionen sogar zugenommen

5 In den Belegen (13) und (14) wird die Form des Verbs als *brauch* (ohne -t) realisiert.

hat. In der gesprochenen Sprache ist der Fall zweifellos anders. Das hat auch damit zu tun, dass in unserer übergreifenden Sprechsprache unterschiedliche Traditionen zusammengefloßen sind. In ein Sprechen, das auf eine standardsprachliche, also prinzipiell überregionale, Geltung zielt, gehen typisch sprechsprachliche Elemente ein, die gemäß der Traditionen, die das gesprochene Deutsch geprägt haben, häufig nicht in einer Form, sondern in regionaler Differenziertheit vorliegen. So finden sich z.B. bei der Präposition *wegen* sowohl der Genitiv wie der Dativ – und auch noch andere Optionen.

- (15) äh **wegen meines Hochdeutschen** (Volkshochschülerin aus Deggendorf, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (16) allein schon **wegen dem Hochdeutschen** (Oberstufenschülerin aus Dahn, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (17) [zu „Germany’s Next Topmodel“] ja aber ich finde die Mä/ Mädchen da bisschen komisch / die fangen **wegen jedem** an / allem möglichen an zu heulen [V mhm] das finde ich schon ein bisschen krass (Oberstufenschülerin aus Gammertingen, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (18) ja ich weiß ich weiß nicht ich meine die Leute beklagen sich dass die Studenten dauernd jammern **wegen Geldmangel** (Oberstufenschülerin aus Innsbruck, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (19) ja und da ist sie geboren und ist auch glaub ich **wegen irgendwas** nach München gezogen (Oberstufenschüler aus München, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Es fällt auf, dass der Genitiv im gesprochenen Deutsch relativ formal wirkt, und dass die Präposition *wegen* aufgrund ihrer Deutlichkeit als kausaler Junktor mit verschiedensten auch formal unterdifferenzierten Elementen stehen kann.

1.1.3 Eigene Strukturen

Offenbar auch augenfällig sind die in der gesprochenen Sprache spezifischen Versuche, grammatische „Lücken“ oder Asymmetrien in eigener Weise zu füllen – die Art und Weise hat dann zumeist mit ansatzweise vorhandenen Traditionen des Sprechens zu tun. Ein solcher Fall ist es, wenn unter Nutzung des Verbs *tun* als Hilfsverb die Möglichkeiten der Klammerstruktur des Deutschen erweitert werden (vgl. Brinckmann / Bubenhofer 2012). Man kann diese Erscheinungen als Ansätze zu einer Grammatikalisierung als Hilfsverb sehen, wie es sie z.B. das Englische, aber auch schon das Niederdeutsche kennt. Es gibt akzeptierte Verwendungen, in denen dieser informationstrukturelle Effekt genutzt wird. Sie tauchen schwerpunktmäßig im Mündlichen – bzw. in lockeren Textsorten des

Geschriebenen – auf, so die Verwendung, bei der das eigentliche Verb zur Fokussierung in das Vorfeld gestellt und mit *tun* wiederaufgenommen wird.

- (20) Ein einziges Problem stellt sich dem Yoseikan dabei in den Weg, denn **klingen tut** der Name wie ein Klischee (Luxemburger Tageblatt, 04.01.2015, IDS-Korpus DEREKO)

Daneben spielt vor allem eine informeller wirkende Alternative zur *würde*-Form eine Rolle, die einen Schwerpunkt im südlichen Teil des deutschen Sprachgebiets hat.

- (21) Ich **täte** mal **tippen**, dass es kaum ein so großes Stellwerksgebäude ohne Bahnhof gegeben haben dürfte (Wikipedia, Diskussion: Bahnhof Bonn-Duisdorf, 29.10.2011, IDS-Korpus DEREKO)
- (22) für 120 Franken erhält man eine ganze Flasche. Oder man erhielte sie, wenn man sich **multiplizieren täte**. (Neue Zürcher Zeitung, 07.02.2015, IDS-Korpus DEREKO)
- (23) Holub (Grüne) scherzte: „Wenn ich jetzt frech wäre, **täte** ich **sagen**: Das ist sowieso ein grüner Vorschlag und ein grüner Ansatz (profil, 30.03.2015, IDS-Korpus DEREKO)

Es gibt in diesem Bereich eine Reihe Entwicklungen, die durchaus in der öffentlichen Diskussion eine Rolle spielen, aber aufgrund eines grundsätzlicheren Abweichens von den Erwartungen an die Bandbreite standardnahen Sprechens doch als markiert gelten, wie z.B. das sogenannte *kriegen*-Passiv (s. Beleg (24)), die unterschiedliche Behandlung von Pronominaladverbien („preposition stranding“), s. (25), (26), (27), oder die sogenannte rheinische Verlaufsform (28), (29):

- (24) Wer aber durchhält, **kriegt** von tollen Darstellern ein Übermaß an dekadenter Atmosphäre mit fantastischen Bildern **geboten** (Die Presse, 09.05.2011, IDS-Korpus DEREKO)
- (25) Wir wissen nicht, wie es auf Bundesebene weitergehen soll: [...], rot-rot-grün oder eine große Koalition – das bedeutet Stillstand, **da** halte ich nichts **von** (Braunschweiger Zeitung, 19.09.2005, IDS-Korpus DEREKO)
- (26) meine Mutter ist **da** nicht so begeistert **von** (Oberstufenschülerin aus Husum, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (27) genau / so und **da** war ich halt eben nicht so der Typ **für** (Oberstufenschüler aus Bielefeld, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (28) Ich **bin** ziemlich hart **am Arbeiten**, meine Schulter wieder zu stärken (Braunschweiger Zeitung, 15.05.2007, IDS-Korpus DEREKO)

- (29) jetzt haben wir seit Neuestem **sind** wir mal **Poker am Spielen** (Oberstufenschüler aus Simmern, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

1.1.4 Interaktion

Im Übergang zwischen solchen morphosyntaktischen und lexematischen Konstruktionen stehen Erscheinungen, die in geradezu prototypischer Weise für Mündlichkeit stehen. Es sind dies strukturelle Elemente, die dezidiert der Abstimmung in der Interaktion dienen.

Vielleicht am zentralsten und bekanntesten sind hier die Partikeln, genauer wohl die Abtönungspartikeln wie *halt* oder *eben*:

- (30) ich habe mir die Schule angeschaut und mir hat sie gut gefallen und dann habe ich mich dort **eben** beworben und [IV mhm] und jetzt bin ich **halt** wieder hier her gekommen [IV mhm äh] aber ich muss nicht wiederholen also [IV na ja gut] sonst hätte ich es nicht gemacht (Oberstufenschülerin aus Nürnberg; IDS-Korpus „Deutsch heute“)

In (30) kommen die beiden Partikeln vor, zweifellos in einer ähnlichen Funktion, aber mit unterschiedlicher Akzentsetzung. Es geht in beiden Fällen um die implizit klargemachte Endgültigkeit des jeweiligen Schritts, wobei in diesem Kontext *eben* bestätigender und *halt* eher resignativ klingt. Die Partikeln dienen aber nicht nur zur Signalisierung dieser Funktion, vielmehr auch zur kurzen und beiläufigen Abstimmung mit dem Gesprächspartner – ein in seiner beiläufigen Kürze äußerst effizientes Mittel, dessen Nutzung das gesprochene Deutsch durchaus prägt. Diese Art der Erwartungssteuerung zeugt unter anderem von der spezifischen Art der Ökonomie der gesprochenen Sprache. Im Vergleich zu geschriebenen Texten augenfällig sind die Differenzen in der Explizitheit oder Implizitheit, oder wenn man so will, der Redundanz und der Reduziertheit. Überdurchschnittlich explizit erscheint die gesprochene Sprache etwa da, wo sie immer wieder klar macht, was sie gerade tut. Im folgenden Beleg führt uns der Konnektor *also* schon in das Folgende als einen festzuhaltenden Schluss ein, es schließt sich ein explizierender Ansatz (*was heißt*) an, der in leicht paradoxer Weise noch einmal aufgenommen wird (*sprich*):

- (31) und **also** / *wa* **also was heißt** wir **also sprich** ich hätte das schon so zumindest noch drin dass ich erkennbar wäre (Oberstufenschüler aus Zittau, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Eine ähnliche Funktion wie diese außerordentlich expliziten Hinweise haben die wiederum relativ reduzierten Elemente, die der sprachlichen Selbstorganisation dienen – das aber auch den Partnern signalisieren, wie im folgenden Beleg mit *genau* oder einem Klassiker der interaktionalen Vielfalt *ok/okay*:

- (32) Die meisten Erfahrungen gibt es damit wohl bisher in Asien, **genau**.
(Wikipedia, Diskussion: Malaria, 29.10.2011, IDS-Korpus DE:RE:Ko)

Ähnliches gilt, wo die gesprochene Sprache sich Verdopplungen erlaubt, etwa wenn sie zur Thema-Fokussierung nicht nur die üblichen Mittel der Wortstellungsfreiheit des Deutschen nutzt, sondern noch darüber hinaus durch Extraktion die Satzgrenze sprengt. In (33) wird z.B. durch Linksversetzung und explizite Wiederaufnahme das Thema eindeutig fokussiert, in (34) und (35) dienen rechtsversetzende Ausklammerungen einer nachträglichen weiteren Klärung, was in (35) zweistufig selbstreferenziell realisiert wird:

- (33) der Stefan ja der kommt aus E. (Oberstufenschüler aus Sögel, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
(34) aber ich lese im Moment wenig [IV mhm] Bücher zumindest (Oberstufenschüler aus Fulda, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
(35) ich habe eigentlich immer alles hier gemacht das einzige Mal wo ich wirklich weg war war eben halt in Hessen was man nicht weg nennen kann (Oberstufenschüler aus Kleve, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

1.2 Zusammenhang und Differenz

Das Sprechen scheint die Regelmäßigkeit des Geschriebenen zu stören. Es wirkt nicht so fertig, und ist doch endgültiger als das geschriebene Wort. Es ist so wenig eindeutig und daher vielfältig zu gebrauchen. Die Gesprächssituation ist der prototypische Ort, an dem jemand mit jemandem über etwas spricht,⁶ wobei die einzelnen Elemente direkt deiktisch oder beschreibend angesprochen werden können – und die Zeit und der Ort und die Ziele und die Gründe ergeben sich von selbst, aus der Situation. Wenn man schreibt, ist man für all das verantwortlich, man hat es in hinreichender Explizitheit einzuführen. Vielleicht ist es zudem wichtiger, mit

6 Das Pronominalsystem scheint das zu reflektieren, mit den unterschiedlichen Weisen (anaphorisch vs. deiktisch) der sogenannten dritten Person, und der eigentlich pronominal zu nennenden Verwendung der Personalpronomina der ersten und zweiten Person, die ja der relativen Markierung der Personen im Gespräch dienen (vgl. Zifonun / Hoffmann / Strecker 1997: 37-40).

jemandem zu sprechen und *über etwas* zu schreiben, die Figur des Dialogs erklärt Eigenheiten des Sprechens. Das Geschriebene bietet sich an, es liegt vor einem, dem Sprechen haben wir im Verlauf zu folgen, durch das Verfolgen müssen wir uns führen lassen. In gesprochener und geschriebener Sprache schlagen sich daher auch unterschiedliche Strategien nieder, gesprochene und geschriebene Sprache sind daher in unterschiedlicher Weise explizit oder auch redundant. Grund dafür ist, dass das Schreiben eher durch eine explizite Satz- und Textgrammatik den generellen Zusammenhang sichert, das Sprechen eher in dem implizit bleibt, was in der Situation und Praxis verständlich ist. Den Zusammenhalt sichert man durch die Reduktion der expliziten Bezüge und durch die Einbindung in die interaktionellen Zustände und Abläufe. Sprechen verweist auf eine Welt von möglichen Kontexten und „Spielen“, deren Zusammenhang man kennt, und die sprechenden Partner weisen sich darin an; Schreiben sichert Zusammenhänge durch explizite Verortung, man soll sie aus dem Geschriebenen situationsunabhängig immer wieder rekonstruieren können. Und so gehört dem Sprechen das Sein und Handeln in der jeweiligen Situation. Das Schreiben ist eigentlich zeitlos, aber es kennt natürlich die Vergangenheit, in jeder Konstruktion von Gegenwart leuchtet die Vergangenheit auf, mit all ihren Gründen und Folgerungen. Das bedarf einer hohen Explizitheit.

Das alles hat zur Folge, dass das gesprochene und das geschriebene Deutsch unterschiedliche Präferenzen bei der Wahl der Mittel aus dem Systeminventar des Deutschen haben. Auch wenn sich die Pole der geschriebenen und der gesprochenen Sprache als die Enden eines Kontinuums zwischen einem vergleichsweise informellen Gespräch auf der einen und einer wissenschaftlichen Abhandlung auf der anderen Seite darstellen,⁷ es zeigt jedenfalls, dass das Sprechen und das Schreiben Eigenheiten haben, die nicht nur die Wahl unterschiedlicher Mittel aus dem gleichen Inventar nahelegen, sondern auch ihre jeweils eigenen Strukturen kennen. Dass sich die beiden Seiten in der einen oder anderen Weise beeinflussen und in unterschiedlicher Weise zueinander stehen, ist erwartbar und offenkundig, auch weil es immer Schreib- und Text-, Sprech- und Gesprächsanlässe gibt, die sich vernünftigerweise Mittel von beiden Seiten holen. Das ist unter anderem die Folge einer generellen Annäherung von geschriebenem und gesprochenem Deutsch, die dazu führte, dass die Behandlung des Alltags nun in einer Sprachform erscheint, die auch vom geschriebenen Standard aus nicht mehr einfach als etwas Anderes, etwa als Umgangssprache oder als Dialekt, abgelegt werden kann.

Einen wichtigen Punkt stellt die Frage nach der Bedeutung der regionalen Prägung des gesprochenen Deutsch dar. Die Annäherung der beiden medialen Formen bringt es mit sich, dass beim standardnahen Sprechen Elemente benötigt werden,

⁷ Mit diversen Zwischenformen, s. dazu den Beitrag von Storrer in diesem Band.

die im Deutschen zum natürlichen Sprechen gehören, die aber aufgrund der historischen Entwicklung des gesprochenen Deutsch häufig nur in regional verschiedenen Ausprägungen vorliegen. Wenn man Erscheinungen betrachtet, die als saliente Merkmale von Mündlichkeit verstanden werden können, sieht man, dass Regionalität hier nach wie vor eine Rolle spielt,⁸ allerdings auch, dass sich manche dieser Phänomene zu überregional verfügbaren Mündlichkeits-Markierern entwickelt haben.

Ein gut dokumentiertes Beispiel dafür stellt die Veränderung des Gebrauchs der Partikeln *eben* und *halt* dar (s.o. 1.1.4), für die noch vor einigen Jahrzehnten eine eindeutige Nord-Süd-Verteilung vorherrschte, während seit einiger Zeit beide Partikeln über den ganzen Sprachraum hin und auch miteinander kombiniert vorkommen, wie das die folgenden Karten und die Beispiele aus verschiedenen Regionen des Deutschen zeigen:

8 S. dazu den Beitrag von Schmidt in diesem Band, Punkt 5.

Abb. 1: Verteilung von *eben* und *halt* in den 1970er Jahren
(aus Eichhoff 1978: WDU II-103)

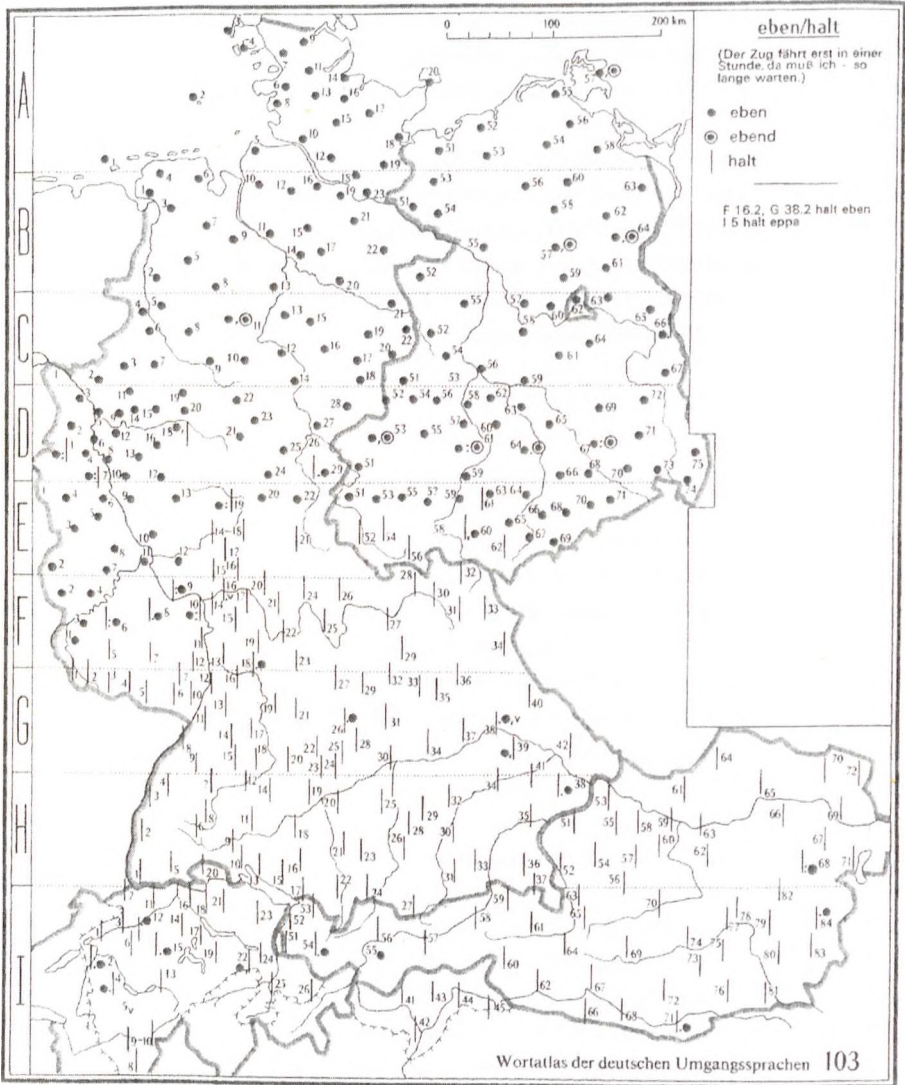
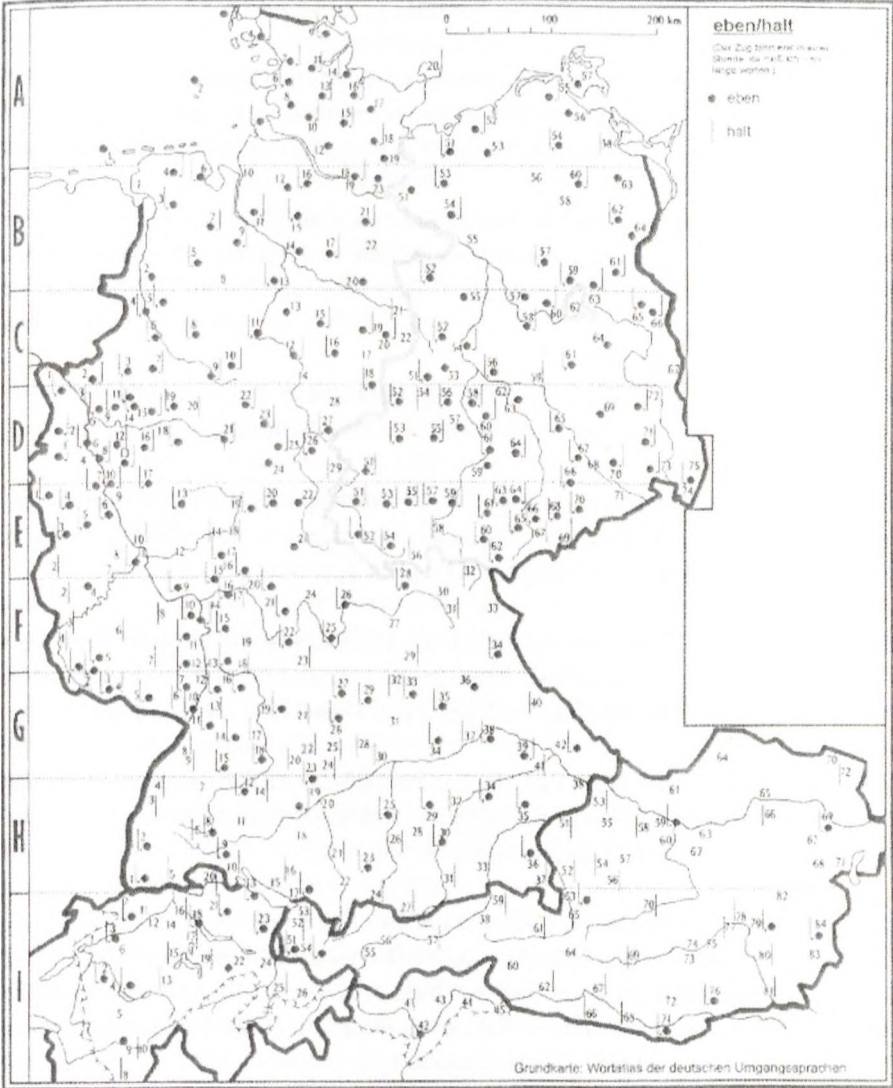


Abb. 2: Verteilung von *eben* und *halt* in den 2000er Jahren
(aus Elspaß 2005a: 51)



- (36) bei uns in der Region ist zum Beispiel jetzt ja das „**halt**“ einfach nur „hast du **halt** gehört“ *lacht* sozusagen äh und das sind **halt** einfach nur Füllwörter / die keine wirkliche Bedeutung haben und sowas habe ich dann **halt** versucht wegzulassen (Oberstufenschüler aus Sonneberg, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

An diesem Beispiel kann man neben der offenkundigen Häufigkeit des Gebrauchs auch ablesen, dass dieses sprechsprachliche Element dem Verdikt eines schlechten Sprachstils unterliegt, wie der Sprecher kurz vor der zitierten Stelle noch ausführlicher erläutert.

Die auffällige Entwicklung ist aber, dass die ursprünglich als regional markierten Formen heute über den ganzen Sprachraum verbreitet sind, wobei offenbar die Beiläufigkeit, die mit *halt* verbunden wird, eine zusätzliche funktionale Option darstellt:

- (37) man hat **halt** so ein paar Spezielle mit denen man öfters was macht (Oberstufenschülerin aus Annaberg-Buchholz, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

In der Folge finden sich nun auch mehr und mehr gemeinsame Verwendungen, in unserem Material mehrheitlich in der Reihenfolge *halt eben*, was man wohl als Hinweis auf eine gewisse paradigmatische Differenzierung lesen kann.

- (38) Was mir noch gefällt ist meine Tante aus Duisburg die hat **halt eben** auch so diesen Slang dann da **halt eben** drauf ja genau finde ich noch ganz schön (Oberstufenschülerin aus Wittlich, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Vielleicht ist bemerkenswert, dass sich in dem folgenden Beleg aus dem Norden des deutschen Sprachgebiets ein Übergewicht des ehemals südlichen *halt*, daneben aber auch die Verwendung von *eben* findet.

- (39) ja **wobei** das ist **halt** auch nicht schlecht es gibt **halt** auch die Möglichkeit dass man ein Dualstudium hat das heißt dass man **eben** während äh parallel studiert **eben** auch zur Berufsschule geht aber es ist **halt** / anstrengend [IV mhm] und ganz schöne Belastung natürlich (Oberstufenschülerin aus Rostock, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Erkennbar schöpft die moderne Sprechsprachlichkeit durchaus aus dem Fundus an Möglichkeiten, die das Deutsche – typischerweise in regionaler Differenzierung – entwickelt hat und nutzt sie nun als generelle Mündlichkeitsmarker. Wie schon die Beispiele nahelegen, muss man untersuchen, wie sich das Nebeneinander zweier relativ ähnlicher Partikeln letztlich funktional verteilt.

1.3 Normen und Standard(s)

1.3.1 Sprechen und Schreiben

Wenn man sich das Verhältnis zwischen Schreiben und Sprechen in der neueren Geschichte des Deutschen ansieht, so war der Weg hin zu einer aufgeklärt-bürgerlich geprägten Textwelt erkennbar einer, bei der eine in ihrer Komplexität überbordende Schriftlichkeit durch geordnete Mündlichkeit eingefangen werden sollte. So kann man in Kenntnis der öffentlichen Schriftlichkeit des 18. Jahrhunderts die Empfehlung Gotthold Ephraim Lessings verstehen, man solle schreiben, wie man spreche, und auch Johann Wolfgang von Goethe äußert sich in einem Brief an seine Schwester in entsprechender Weise. Er hält das aber im Rückblick auf diese Zeit in *Dichtung und Wahrheit* nicht mehr für einen guten Rat.

(40) Daneben hörte ich, man solle reden, wie man schreibt, und schreiben, wie man spricht; da mir Reden und Schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eignen Rechte behaupten möchte (<http://gutenberg.spiegel.de/buch/dichtung-und-wahrheit-erster-und-zweiter-teil-7130/8>)

Zweifellos ist der Rat, man solle sprechen, wie man schreibt, nicht viel besser. Und für die Gegenwart des frühen 21. Jahrhunderts ist es sogar ein ausgesprochen schlechter Rat.

Wie man denn schreiben solle, darüber hat sich einigermaßen Einvernehmen herstellen lassen, Vorstellungen von gutem Hochdeutsch, von einer Standardform des Deutschen orientieren sich daran.⁹ Unter dem Dach einer bürgerlichen Diskurswelt sind Übereinkünfte gefunden worden, die zumindest so weit tragen, dass Texte, die ihnen folgen, im gesamten Sprachraum des Deutschen als „normales“ öffentliches Deutsch anerkannt werden.¹⁰

Beim Sprechen ist das etwas komplizierter. Nun haben sich die Sprecherinnen und Sprecher in den letzten Jahrzehnten in ihrem gesamten Sprechen – zumindest im halböffentlichen und öffentlichen Raum – mehr und mehr an die so gefundenen Übereinkünfte angelehnt. Das heißt natürlich, soweit das eben geht. Je natürlicher es wird, in diesem Sinn standardnah zu sprechen, desto schwieriger

9 S. den Beitrag von Eisenberg in diesem Band.

10 Dass auch hier die Frage eine Rolle spielt, was für diese Beurteilung relevante Texttypen sind bzw. welche Art von distanzsprachlichen Interaktionsprozessen als Datenbasis gelten darf, lässt einen allerdings grundsätzlicher fragen, ob wir mit der tradierten Standard-Kategorie noch ein geeignetes Beschreibungsmuster für den heutigen Zustand besitzen (s. Eichinger 2017).

wird es gleichzeitig. Denn gerade auf viele typische Herausforderungen mündlicher, nächsprachlicher Interaktion bieten diese Übereinkünfte eigentlich keine Antworten.¹¹ Was ist damit gemeint? Sprechen ist nicht nur mechanisch eine andere Technik als Schreiben, Sprechen ist im Prinzip das Medium der Flüchtigkeit, des Vorübergehenden, in gewisser Weise daher aber auch einer „gefährlichen“ Endgültigkeit. Schon bei Homer wird gewarnt, unbedacht zu reden – das Wort kann nicht mehr zurückgeholt werden:

(41) τέκνον ἔμῳ ποῖον σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων (Ιλιάδα Δ': 360)¹²

Dem muss nicht nur strategisch im Einzelfall Rechnung getragen werden. Sprechsprachliche Strukturen müssen systematisch in der Lage sein, diese Bedingungen und Gefährdungen der Interaktion abzufedern. Und so haben denn Sprechsprachliche Mittel dafür entwickelt, wie man beim „allmähliche[n] Verfertigen der Gedanken beim Reden“ auf einem verlässlichen und nachvollziehbaren Weg bleibt¹³ und den Partner des Gesprächs leitet – oder ihm auch Chancen zum Eingreifen bietet. Das alles hat damit zu tun, dass man das prototypische Gespräch nur fortlaufend verfolgen kann – und es selbst auch bei laufendem Verfahren weiterplanen muss.¹⁴

1.3.2 Ökonomie und Redundanz

Offenkundig sind hier Strategien und Techniken gefragt, die unserem Kurzzeitgedächtnis zur Seite stehen. Ökonomisch muss man mit dieser Ressource umgehen, aber Ökonomie ist hier nicht einfach gleichbedeutend damit, Dinge wegzulassen. Auch wenn es in der Reduktion des explizit Gesagten in einem deiktisch

11 Genauer gesagt stellen diese Übereinkünfte einen Status dar, der sich aus dem dialogisch fundierten Sprechen als distanzierte „in sich verstehbare“ Form der Objektivierung und Distanzierung entwickelt hat. Dieser Gedanke wird ausführlicher bei Linke (2015: 32-34) entwickelt.

12 Mein Kind, welches Wort entfloh dem Gehege deiner Zähne (Ilias).

13 Man braucht also Mittel, um klar zu machen, in welchem Spiel man sich befindet (etwa die Fiehler'schen Operator-Skopus-Strukturen, Fiehler 2004) – vielleicht sogar: wie man das Spiel sprechend konstituiert (etwa Searle 1995), wo in dem Spiel man sich befindet, wie man selbst die Züge einschätzt, die man ausführt, was man an gemeinsamen Erfahrungen und geteiltem Wissen vermutet, womit man klarmacht, dass man notfalls zur Explikation in der Lage wäre (Brandom 2000: 888ff.).

14 So sollen die gewählten Mittel sichern, dass sie an der Stelle ihres Auftretens hinreichend klar sind, ggf. anzeigen, dass noch mit etwas (bzw. womit noch) zu rechnen ist, oder auch in Nachträgen Informationslücken in dem bis dahin Geäußerten füllen. Zu linguistischen Folgen dieser Orientierung am laufenden Äußerungsprozess s. das Konzept der „Online-Grammatik“ von Auer (2000).

bestimmten Gesprächsumfeld gelegentlich so scheinen mag – ohne die Situation weiß man kaum, worum es geht:

- (42) m-m nein das war nicht schwer wobei ich es ja bis heute noch nicht so richtig kann aber das war nicht schwer weil <lacht> das lernt man nicht wenn man es nicht von klein auf kann oder nicht immer trainieren muss (Volks-hochschülerin aus Lahr/Schwarzwald, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Vielmehr ist es ökonomisch, Zusammenhänge anzudeuten und herzustellen, mit denen merkbare Einheiten aus dem Kontinuum der Interaktion herausgelöst werden. Der Wunsch, ökonomisch zu interagieren, lässt es daher ratsam erscheinen, sich soweit wie möglich auf Eingeeübtes zu verlassen, die verlässlichen Sprachspiele zu spielen, die gewohnten Konstruktionen zu nutzen. Andererseits ist gesprochene Sprache nicht nur Sprache, sie interagiert mit den Umständen ihres Gebrauchs,¹⁵ wenn man das von der sprachlichen Seite her formulieren will. Die empraktischen Umstände sind mit dem sprachlichen Aufwand zu verrechnen (s. Eichinger 2016). In Abhängigkeit davon schwankt der Grad an explizit sprachlich gegebener Information. Dabei entstehen Äußerungsformen, die im Hinblick auf die Regularitäten voll sprachlich ausgeformter Äußerungen als elliptisch erscheinen mögen.

- (43) S1: <schalzt> können sie mit dem unterschied mediale und [konzep / tionelle mündlichkeit schriftlichkeit was anfangen] S2: oh / o okay ich wusste gar nich dass sie darauf / ja ja natürlich / kann ich das / ähm (FOLK_E_00038_SE_01_T_01, 0109-0110, IDS-Datenbank DGD)

Dazu mag auch gehören, dass man Redundanz der Information nicht als einen Fehler ansehen sollte, sondern als eine der Taktiken, mit denen Sprecher versuchen zu sichern, dass die von ihnen gewünschte Information beim Hörer ankommt.

- (44) find ich mitten im schuljahr äh [...] find ich hm hm völlig / schräg irgendwie (FOLK_E_00024_SE_01_T_02, 143-145, IDS-Datenbank DGD)

Das alles bedenkend ist es ein relativ komplexes Vorhaben, zu sagen, was standardgemäßes gesprochenes Deutsch sein soll. Ja, man kann sich sogar fragen, ob die Frage in so genereller Weise überhaupt angegangen werden kann. Wenn man die sozialen Übereinkünfte, Erwartungen und Erwartungserwartungen zu angemessenem

15 Unbestritten spielt das in der Verwendung geschriebener Sprache ebenfalls eine Rolle – beginnend bei so technischen Dingen wie der Typographie. Allerdings gilt doch, dass das distanzsprachliche Schreiben umso prototypischer wird, je situationsentbundener es konzipiert wird.

Sprechen in einer neutralen öffentlichen Situation als Basis nimmt, wird man Variation finden, die mit den Typen von Situationen zu tun hat, denen wir einen hinreichenden Grad an Öffentlichkeit und an Neutralität zuschreiben (vgl. dazu Imo 2013).

Das gerade auch aus dem Grund, dass wir Mündlichkeit in möglichst reiner Form womöglich dort realisiert sehen, wo wenig formale Restriktionen vorherrschen. Und das heißt, in einem stilistisch einigermaßen neutralen Alltag. Jede Vorstellung von Standard verhält sich gegenüber einer solchen „Natürlichkeit“ restriktiv, sodass gegebenenfalls ein guter mündlicher Standard nicht ganz an jenem Ende von Mündlichkeit angesiedelt wäre, das mit einem hohen Grad an Nähe in Verbindung gebracht wird, was nun wiederum mit den Ansprüchen an öffentliche Verträglichkeit konfligiert. So gesehen eignen sich die Daten aus dem Projekt „Deutsch heute“ und aus bestimmten der in FOLK dokumentierten Interaktionen dazu, etwas über generellere Strategien und Strukturen von Mündlichkeit herauszufinden. In einer Welt wie der des jetzigen Deutsch, in dem sich öffentliche und übergreifende Mündlichkeit an einer ursprünglich schriftlich gedachten Form orientiert, ergibt sich daraus eine Variationsbreite von Erscheinungen, die sich einem „pragmatischen Standard“ (s. Deppermann / Helmer 2013) zurechnen lassen.¹⁶

Dabei ist es auf der einen Seite sicher vernünftig zu fragen, was sich an Übereinstimmungen und Differenzen im Vergleich zu den Regularitäten der geschriebenen Sprache findet. Es ist ja nicht so, als befänden wir uns etwa grammatisch in zwei gänzlich unterschiedlichen Welten, wenn wir sprechen und wenn wir schreiben. Auch wenn die deutsche Standardsprache historisch einen druck- und schriftsprachlichen Boden hat, sodass sie relativ zu rein sprechsprachlichen Traditionen als überdifferenziert gelten kann, sind Grundstrukturen etwa der Organisation von verbgesteuerten Sätzen in den beiden medialen Realisierungsformen vergleichbar. Es ist eher so, dass die prototypisch geprägten Anforderungen den strukturellen Ausbau an verschiedenen Stellen fordern und befördern. Die Prozesse der Annäherung traditioneller Mündlichkeit an die intendierte Standardsprachlichkeit sind in der Forschung differenziert betrachtet worden, sodass man die Interaktion der verschiedenen sprachlichen Anforderungsebenen nachvollziehen kann. Es überlagern sich Prozesse einer Normannäherung „von oben“ und „von unten“.¹⁷ Offenkundig ist dabei, dass bei der letztlich Einigung über eine angemessene Form der geschriebenen Standardsprache eine Reihe von Konstruktionen aufgrund ihrer Eignung für spezifisch an den Dialog gestellte Anforderungen als nicht standardsprachlich angesehen werden.

16 Zum Verhältnis zum „geschriebenen“ Standard vgl. Eisenberg in diesem Band.

17 Das geschah nicht zuletzt im Gefolge der grundlegenden Arbeiten von Linke (1996) und Elspaß (2005b) zu den standardgewendeten Entwicklungen im 19. Jahrhundert.

1.3.3 Kooperation

Wir haben bisher das Gewicht auf das Funktionieren unter den Bedingungen des Sprechens gelegt, auf das Ausbuchstabieren eines entsprechenden Verständnisses von ökonomischem sprachlichem Handeln. Wenn man so will, sind das auch die Reaktionen auf die Anforderungen des Relevanzprinzips. Es kann durchaus relevant sein, das gleiche und vielleicht sogar dasselbe mehrfach zu sagen. Gerne wird über den Dialog gesagt, dass Fragen der sozialen Bindung und ihrer Sicherung hier eine besondere Rolle spielen, da sie ja zumeist auch nebenher mitkodiert werden müssen, auf jeden Fall Erhebliches zum Gelingen der Kommunikation beitragen.

Ein Dialog ist immer auch ein soziales Ereignis. Damit gehört die Möglichkeit, Kooperativität zu signalisieren, zu den Grundbedingungen des Funktionierens dialogischer Interaktion. Mittel, die dazu dienen, die Bereitschaft des Gesprächspartners nicht zu gefährden, wie man das in Anlehnung an Karl Bühler nennen könnte, bilden daher einen wesentlichen Teil bei der Ausgestaltung von Gesprächen. Dazu gehört etwa Höflichkeit, die essentieller Bestandteil des Miteinander-Sprechens ist. Die ritualisierten Formen von Gesprächseröffnungen und -beendigungen (45) sowie etwa die Variation in den Anredeformen sind weitere Standardbeispiele für diesen Sachverhalt.

- (45) *S1*: schön guten tag // *S2*: guten tag / <schmalzt> / bitte schön // *S2*: äh ich brauch was vom für meine rosen hm da rolln sich die blätter so zusammen [...] *S1*: un dann sprühen se das rein ganz genau; *S2*: vielen dank // *S1*: gern geschehn bitte / tschüss (FOLK_E_00223_SE_01_T_0, 001-006 und 0042-0046, IDS-Datenbank DGD)

Die Nutzung solcher ritualisierten Formen betrifft nicht nur das, was wir generell als Höflichkeit bezeichnen, sondern auch spezifische Arten des Argumentierens und Folgerens, die auf Einvernehmlichkeit zielen und in einem gewissen sprachlichen Ungefähr bleiben können, sowie Elemente, die nichts zu sagen scheinen, aber nötig oder zumindest hilfreich sind, die Aufmerksamkeit des Partners zu halten bzw. eigenes Dabeisein zu signalisieren. Wenn man den folgenden Ausschnitt aus einer gegenseitigen Wegbeschreibungsaufgabe in „Deutsch heute“ betrachtet, sieht man, dass diese Elemente – neben den Pausen – in praktischen Kontexten einen großen Teil der jeweiligen Äußerungs-*Turns* ausmacht:

- (46) *S1*: dann gehst du nach unten // *S2*: unter dem ding her // *S1*: **ja genau** // *S2*: **mhm** // *S1*: als neunzig grad winkel // *S2*: **mhm** // *S1*: **ähm** // *S1*: bis du schon unterhalb / und rechts davon (Oberstufenschülerinnen aus Bielefeld, FOLK_E_00109_SE_01_T_01, 52-66, IDS-Korpus „Deutsch heute“ in der IDS-Datenbank DGD)

1.3.4 Exkurs: Historische Verschiebungen

Nun haben zweifellos die gesprochenen Formen des Deutschen immer schon die Mittel entwickelt und genutzt, die es zu all diesen Zwecken braucht, und natürlich fand auch ein Ausgleich zwischen den Sprechformen statt, der eine Kommunikation über einen vernünftigen Raum hin ermöglichte. Dennoch ist es so, dass ein entschiedener Übergang zu einer Sprechsprachlichkeit, die sich an dem erreichten schriftsprachlichen Ausgleich des Neuhochdeutschen orientierte, eigentlich eine relativ junge Entwicklung darstellt. Man kann sagen, dass mit dem Eintritt in eine Welt bürgerlicher Diskursformen ein erster wesentlicher Schritt verbunden war. Die Orientierung der schulischen Spracherziehung an der Schriftsprache führte natürlich zum Lesen – vielleicht sogar eher als zum eigenen Schreiben – und dann auch zum Sprechen „nach der Schrift“. Man kann die erste und grundlegende Normierung der deutschen Aussprache, jene der Siebs'schen Hochlautung aus dem späten 19. Jahrhundert als ein Signal für diese Entwicklungsphase ansehen. In gewisser Weise blieb eine an solchen Regelungen orientierte Sprechsprache das Merkmal einer bildungsbürgerlichen Elite, ein wesentlicher Teil ihres sozialen Kapitals. Wenn auch ein entsprechendes normatives Ideal gültig blieb, veränderten sich die Verhältnisse grundlegend mit der Einführung und Verbreitung sprechender Medien. Gemeint ist damit der Rundfunk, der nach seinem Beginn in den 1920er Jahren im deutschen Sprachraum eine enorme Breitenwirkung erreichte und damit verschiedene Veränderungen auslöste oder verstärkte. Die technischen Möglichkeiten rückten das öffentliche Sprechen näher an einen alltäglichen Duktus, was etwa Lautstärke und Geschwindigkeit betraf. Durch diese Veränderung der medial präsentierten gesprochenen Sprachformen und aufgrund der Omnipräsenz der gesprochenen Medien in den folgenden Jahrzehnten entwickelt sich insgesamt eine Norm, die sich an gegenseitiger Verständlichkeit orientiert, eine Art Sprechsprache jenseits des Alltags. Noch die frühe soziolinguistische Diskussion, etwa mit der Korrelation zwischen dem Gebrauch im schriftsprachlichen Sinne unvollständiger Sätze und der Konstatierung restringierter sprachlicher Möglichkeiten reflektieren diesen Umstand. Dabei ist die „Überschneidung“ und gegenseitige Ergänzung in der Interaktion ein ebenso zentrales Mittel „echter“ Mündlichkeit wie die Möglichkeit von Expansionen in der individuellen Planung. Infolge der Vervielfältigung der medialen Angebote, die eine Gewöhnung an eine standardnahe gesprochene Sprache ebenso mit sich brachten wie einen Überblick über sprechsprachliche Varietäten, zu denen man früher allenfalls punktuell Zugang gehabt hätte, näherten sich mehr und mehr Sprecher einer Praxis an, die eine

standardnahe Form mit Merkmalen der Gesprochenheit verband.¹⁸ Bei den knapp 20-jährigen Abiturientinnen und Abiturienten, die den einen Teil der Gewährspersonen des IDS-Projekts „Deutsch heute“ ausmachen, herrscht eine standardnahe Sprechform vor, die auch nicht intendiert, etwas Anderes zu sein.

Nun hat sich die Frage von Merkmalen gesprochener Sprache durch die medialen Veränderungen der letzten Jahrzehnte zweifellos verschoben, und das in mehrerlei Hinsicht. Zum einen durch die gerade geschilderte Entwicklung, für die man auch als Symptom lesen kann, dass bei einer vom IDS durchgeführten Umfrage, bei der keine Antworten vorgegeben waren, Norddeutsch als beliebtester Dialekt angegeben wurde. Gleichzeitig zeigte sich in dieser Umfrage, dass die Akzeptanz und positive Wahrnehmung regionaler Akzente insgesamt zugenommen hat (s. Eichinger et al. 2009: 21). Man darf also annehmen, dass sich in der Wahl des „Norddeutschen“ als beliebtester Sprechform die Normalität einer am Standard orientierten Sprechsprachlichkeit äußert. Zum anderen stellt sich durch die internetbasierte Kommunikation, in Sonderheit durch das Aufkommen der „sozialen Medien“, die Frage nach der Medialität noch grundsätzlicher.¹⁹

2. Mit jemandem über etwas sprechen: Bedingungen gesprochener Sprache

2.1 Gespräch, Interaktion und Praxis

Das natürliche Vorkommen von gesprochener Sprache ist nicht ein Text, der seinen Verständnisrahmen weithin selbst mit sprachlichen Mitteln setzen muss, sondern das Gespräch, das sich nicht nur durch das definiert, was an sprachlicher Form auftaucht. Sprechen ist zunächst einmal dialogisch ausgerichtet – es rechnet mit anderen am Gespräch Beteiligten. Damit ist es einerseits nötig, mit der Anwesenheit der anderen, am Gespräch teilnehmenden Personen zu rechnen, sie erspart einem aber auch das eine und das andere; zum Beispiel mehr oder minder komplizierte Referenzen auf die Beteiligten, durch die auf die erste und zweite Person bezogenen Personal- und Possessivpronomina, die der „Personendeixis“ gelten.²⁰ Das Gespräch ist der originäre Ort der Ego-Hic-Nunc-Origo, in der die beteiligten Personen unmittelbar ansprechbar sind, sei es mit der

18 S. die von Kleiner und Knöbl verfasste Einleitung in Kleiner / Knöbl / Mangold (2015).

19 S. dazu den Beitrag von Storrer in diesem Band.

20 Vgl. die Differenzierung in Zifonun / Hoffmann / Strecker (1997: 39ff.) und zum Folgenden die ausführliche Darstellung der Verhältnisse im Kapitel „Deixis und situative Orientierung“ (Zifonun / Hoffmann / Strecker 1997: 309-359).

Nähe-Form *du / ihr* oder der Distanzform *Sie*, wie das in dem folgenden Redeausschnitt der Fall ist. In diesem ganz unmarkierten Fall muss auch deiktisch gar nicht gesichert werden, dass es sich um das Jetzt und das Hier handelt – was aber gegebenenfalls durch sprachliche wie nichtsprachliche Deixis geklärt werden könnte. Bei möglicher Mehrfachadressierung – wie bei dem folgenden Redebeitrag – ist es natürlich sogar rituell so, dass die Adressierung (s. Fiehler et al. 2004: 216) vokativisch klargestellt werden muss:²¹

- (47) Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich habe das Gefühl, Sie haben mir gar nicht zugehört. (Landtag Niedersachsen am 07.01.2011, IDS-Korpus DEREKO)

Die Funktion vokativischer Aufrufe variiert zwischen Disambiguierung, einer Art verkürzter Begrüßung und einer Form von Höflichkeit, etwa bei Aufforderungen. In einer Vielzahl von Situationen ist nicht so recht klar, wie man sich eigentlich verhalten soll, hier entwickeln sich immer wieder neue Modalitäten, so die vielfach (noch) kritisierte Verwendung einer Interaktion wie „Hallo“ als einer weicheren oder in gewissem Umfang situationsbedingten Form der Anrede,²² wie etwa in der folgenden Interaktion in einer Notaufnahme.

- (48) S1 (Helferin [zum kommenden Notarzt]): hallo guten tag; S2: hallo ich bin der notarzt; S3 (Patientin): hallo; S2: du liebe zeit was is passiert (FOLK_E_00135_SE_01_T_01, 0348-341, IDS-Datenbank DGD)

Offenbar ist Höflichkeit eine für das Sprechen zentrale Planungs- und Bemessungsebene, logischerweise mit der Wahl zwischen Optionen, die mehr oder minder paradigmatisiert sind, und zwar verschiedener Kategorisierungen. Ganz offenkundig ist das bei den Anrede- und Grußformen, aber eben auch bei der mehr oder minder direkten oder indirekten Art der Realisierung von Sprechakten. Höflichkeitsstrategien und -erwartungen sind hier über den deutschen Sprachraum hin recht unterschiedlich: kategoriale Unterschiede wie die zwischen Nähe- und Distanzhöflichkeit deuten an, worum es dabei geht.

Man sieht, dass man sich bei der Planung und beim Voranbringen eines Gesprächs unmittelbar in einem Spiel mit Erwartungserwartungen im Rahmen der Normenbedingungen befindet. Karl Bühler sieht als einen wesentlichen Teil von Interaktion die „Bereitschaft“ der Partner (Bühler 1934). Man kann das durchaus

21 Das ist der klassische Fall der Gruppenanrede (s. Zifonun / Hoffmann / Strecker 1997: 922f.); vgl. auch, was in Zifonun / Hoffmann / Strecker (1997: 501) zum Aufrufen von Sprechern festgestellt wird.

22 „Kontaktformel“ (Zifonun / Hoffmann / Strecker 1997: 923).

mit Michael Tomasellos (2009: 76f.) Ausführungen zur Basis menschlichen Sprechens in Beziehung bringen, wo es um die im Kern kollaborative Basis geht, die sich über eine gemeinsame Fokussierung („joint attention“), durch das Verlassen auf einen gemeinsamen Hintergrund („common ground“) und die Sicherung durch den beteiligten Dritten als Instanz der sozialen Normativität ergibt.²³

Auch die von den Elementen der Personendeixis zunächst getrennten Pronomina der dritten Person, die im geschriebenen Deutsch eher zur textanaphorischen Sicherung der Referenz genutzt werden, können neben entsprechenden gesprächsanaphorischen Verweisen im Sinne des Bühler'schen Zeigfeldes verwendet werden. Das hat damit zu tun, dass die dialogische sprachliche Zusammenarbeit im Rahmen einer bestimmten Praxis stattfindet. Sprechen ist daher auch die notwendige und hinreichende Realisierung eines Sprachspiels. Die Regeln dieses Spiels mit seiner Umgebung, den Objekten, Anläufen, Handlungen usw., die dazu gehören, steuern das sprachlich Notwendige und Wünschenswerte. Gesprochene Sprache kann daher zum Beispiel in alltagspraktischen Zusammenhängen vieles implizit lassen. Das sieht man an beliebigen Beispielen der Koordination und begleitenden Gespräche bei gemeinsamen Handlungen, wie im Folgenden beim Beginn des Versuchs, gemeinsam Risotto zu kochen, wobei die direkt handlungsbezogenen Teile der Interaktion sehr „verkürzt“ erscheinen (z.B. „ja okay alles klar sehr gut“), während nicht unmittelbar ableitbare praktische Begleithandlungen relativ explizit gemacht werden (etwa „ich guck mal ob wir en brett haben“):

- (49) *S1*: jetzt startet_s // *S2*: okay; *S3*: war [gut] *S2*: was sollen wir wie machen; *S4*: [wer macht wa]s // *S1*: zwiebel schneiden // *S2*: ja okay alles klar sehr gut; *S5*: [machst du] <lacht> *S1*: [zwiebel schnei]den / wir schaun mal wie viel reis des [is] *S4*: [jo] *S4*: [ich] kann euch was zu trinken ein[schenken] <lacht> soll [ich <lacht> wollt ihr was] *S5*: [ich guck ma ob] / ob wir en brett [haben] (FOLK_E_00300_SE_01_T_01 44-59, IDS-Datenbank DGD)

So hat jedes Sprachspiel seine Normalebene dessen, was explizit gemacht werden muss und was implizit bleiben kann. Die verschiedenen Sprachspiele haben ihre jeweils eigene Zeit, von der die Menge dessen, was gesagt wird, bestimmt ist. So braucht etwa eine lang gewohnte Zusammenarbeit in einem praktischen Feld immer weniger Explizitheit, wegen der Gewöhnung in der Sache und auch, weil die Abläufe nicht mehr abgefedert werden müssen – etwa durch explizite Formen der höflichen Versicherung.

23 Vgl. Wunsch (2015: 282); zur Bedeutung der Sprache in diesem Konzept einer „durch kollektive Intentionalität erzeugten konventionalisierten Kultur“ (ebd.: 287) s. auch Searle (1995).

2.2 Signalsetzung

Die Dialogizität hat zudem den Vorteil, dass in der unmittelbaren Interaktion die Angemessenheit des gewählten Niveaus an Explizitheit jederzeit neu verhandelt werden kann. Daher kennt gesprochene Sprache eine Vielzahl von Mitteln, mit denen die Interagierenden diesem Sachverhalt Rechnung tragen. Vermutlich kann man diese Mittel interaktioneller Steuerung, Rückversicherung und nicht zuletzt Relativierung der eigenen Position als den Kernbereich der Höflichkeitsbedingung gesprochener Rede sehen.

Vielfach ist bemerkt worden, dass im Gesprochenen eine Kultur der Phorik herrscht, mittels derer die Erwartung der Beteiligten vorstrukturiert und daher ein bestimmter Erwartungshorizont aufgespannt wird. So ist es im Sinne ihrer Aufgabe, durch Verweis durch das Gespräch zu führen, eigentlich unglücklich, wenn bestimmte dieser Erscheinungen unter dem satzbezogen systematischen Begriff der Linksversetzung geführt werden (s.o. S. 291). Funktional gesehen sind solche Elemente themasetzend und kataphorisch. Es geht dabei unter anderem um bestimmte Techniken der Thema-Fokussierung. Gleichzeitig ist damit eine starke Verdeutlichung der Referenz-Aussage-Struktur verbunden:

- (50) **die Petra so hieß die junge Frau** war ja nie ein Dienstmädchen für mich
(Volkshochschülerin aus Bad Salzungen, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Solche Grenzmarkierungen zu setzen, ist in klassischer und quasi grammatikalisierte Weise die Rolle der sogenannten Diskursmarker, wie *aber*, das unten dokumentierte *also* (s. Breindl / Volodina / Waßner 2014: 898f. und 1166) und eine ganze Reihe solcher Adverbkonnektoren und anderer entsprechender Elemente, die dann grammatisch zum Vor-Vorfeld gerechnet werden.

- (51) *S1*: ähm / ich wollt noch mal fragen ob man noch äh zeitlich die termine durchtauschen kann // **also** // ihr / wir wollten das ja machen dass wir unser noch mal / durchtauschen // **also** äh / dadurch dass ich an die die liste irgendwie; *S2*: **also** wenn ihr beide miteinander tauschen wollt dann dann (FOLK_E_00206_SE_01_T_01, 0001-0009, IDS-Datenbank DGD)

Eigene Struktur bringt man auch durch Elemente ein, die im Idealfall Bezüge auf drei Dimensionen herstellen. Hierzu kann man eine Reihe von im Gebrauch festgewordenen – und im Sprechen ökonomisch „zurechtgeschliffenen“ – Elementen rechnen, die den Anschluss an eine Voräußerung herstellen, den Einsatz des eigenen *turns* akzentuieren und zudem – ähnlich den Satzadverbien wie *leider* – die Sprecherstellungnahme in der einen oder andren Weise modalisieren:

- (52) **ich glaub** selbst mit sieben würde hier kein LK zustande kommen also da muss man mindestens **glaub ich** fünfzehn sein also zwölf [IV ja] zwölf bis fünfzehn sollten mindestens sein (Oberstufenschüler aus Weißenburg, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Der Einstieg mit solchen festgewordenen relativierenden Formeln ist zweifellos einer kommunikativen Vorsicht geschuldet, die auch sonst genutzt wird, um durch Abfederung der Aussage kommunikative Wege offenzuhalten. Das gilt auch für eine so eindeutig scheinende Partikel wie *ja*, die, äußerungsinitial gesetzt, durchaus mit einer verneinenden Antwort fortgesetzt werden kann:²⁴

- (53) IV: aha da kommst du auch dann nach Flandern und so weiter; S2: **ja** da ist jetzt in Flandern ist jetzt nicht so viel (Oberstufenschülerin aus Büllingen, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Die Funktion, die Zusammenarbeit zwischen den Gesprächspartnern abzugleichen, verbindet diese strukturellen Elemente mit einer Reihe anderer charakteristischer Erscheinungen der gesprochenen Sprache, nicht zuletzt mit den zwischenzeitlich als geradezu klassisch geltenden Modalpartikeln, die eine syntaktisch eingebaute Option zur Erfüllung dieser Aufgabe eines impliziten interaktionellen Ausgleichs darstellen. Hier wird die Abfederung eher durch das Aufrufen impliziter oder intendierter gemeinsamer Vorannahmen geleistet. So wird etwa durch das solcherart verwendete *ja* die angenommene Selbstverständlichkeit einer gemachten Aussage angedeutet – mit beiläufiger Unbetontheit. Dem ist aufwendig zu widersprechen, da diese Partikel eigentlich freundlich zur Zustimmung einlädt.

- (54) nee äh ich ich bin damit zufrieden wo ich bin ich äh // ich fahr gerne woanders hin un ich merk das **ja** auch immer wieder // <schmatzt> wenn ich äh ich bin **ja** eigentlich viel unterwegs // ich bin in trier ich bin in osnabrück ich bin in niedersachsen generell so (FOLK_E_00191_SE_01_T_01, 0112-0119, IDS-Datenbank DGD)

Das muss nicht so sein. Das sieht man an einem der Klassiker dieser Wortart, dem Paar *eben* und *halt* (s.o. S. 290 und S. 293-296). Hier steht eine prätendierte Übereinstimmung eher im Hintergrund gegenüber dem Signal einer bestimmten Endgültigkeit der Aussage, die wenig weiteres Rasonieren zulässt. Das kann dazu führen, dass damit auch einfach ein Ende erreicht werden kann, das – ohne dass es

24 Vgl. dazu Zifonun / Hoffmann / Strecker (1997: 378).

einen Affront darstellte – nicht mehr hinterfragt werden kann. Das ist in unterschiedlicher Weise für regionale Sprachformen des Deutschen belegt, bei denen Eigenheiten gesprochener Sprache traditionell schon länger untersucht werden. So hat man festgestellt (s. Schlieben-Lange 1979), dass es bestimmte Abschlussstrategien gibt, wie etwa das *halt so* in dem folgenden Beispiel:

- (55) das is **halt so** / falls ich wirklich gar nich hinkomme [...] dann mach ich das halt noch un dann [...] schreib ich den rest halt noch [...] das is noch machbar (FOLK_E_00321_SE_01_T_01, 110-116, IDS-Datenbank DGD)

Dieses Abstimmungsmanagement führt auch zu dem Phänomen, dass bestimmte, im Prinzip interaktionsintern steuernde Elemente zu den interaktiven Einheiten²⁵ umgedeutet werden, die als Responsive eigentlich keine Elemente klassischer Wortartdifferenzierung sind.²⁶ Das gilt für ein Element wie *eben*, das allein als eine Antwort stehen kann:

- (56) Woher wissen unsere Journalisten und viele andere Autoren so genau, wann z.B. unsere barocken Musikgrößen und andere historische Persönlichkeiten geboren worden sind? Haben sie einen besonderen Draht zu Gott? Das nur mal zum Anstoß! **Eben!** Einer plappert dem anderen nach. (Wikipedia, Diskussion: Schlacht am Waterberg, 29.10.2011, IDS-Korpus DEReKo)

Das gilt aber auch für Elemente wie *genau*, das in den letzten Jahren eine enorme Karriere als interaktives Gliederungssignal mit verschiedenen Funktionen gemacht hat, als Responsiv, in „Scharnierfunktion“ zwischen Äußerungen und als ein Element, das Äußerungen abschließt:

- (57) [Prüfungsgespräch über „Junggrammatiker“] *S1*: hermann osthoff und öhm / karl brugmann und zwischen den äh philologen oder germanisten / ähm / paul // paul <schmalzt> oh jetzt hab ich das; *S2*: hermann paul ja; *S1*: hermann paul **genau** äh eduard sievers und wilhelm braune / das is ganz wichtig weil ähm hermann paul in dieser hinsicht eine hm kompromissgestalt sozusagen darstellt (FOLK_E_00028_SE_01_T_0, 0011-0015, IDS-Datenbank DGD)
- (58) aber das ist interessant also [*IV* mhm durch den Radsport doch momentan rückt in den Vordergrund äh] ja **genau** weil das eben gerade sehr / **genau**

25 Zifonun / Hoffmann / Strecker (1997: 62f. und 362ff.).

26 S. etwa, abgesehen von den Wortartzuordnungen, den entsprechenden Eintrag in *grammis* (http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/sysgram.ansicht?v_typ=d&v_id=370).

aber weil man denke ich auch sehr viel damit machen kann (Oberstufenschülerin aus Rostock, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Eine ähnliche Funktionsbreite zeigt inzwischen auch der Internationalismus *ok / okay*, der von seiner Funktion als Übergangsmarkierer ausgehend nun auch als Rückmeldesignal, als themenabschließend – wie etwa auch *gut* – oder auch als Überraschungsmarkierer – wie *ach so?* – verwendet werden kann.

2.3 Abgleich der Erwartungen

2.3.1 Informationsstruktur

Offenkundig nutzt die gesprochene Sprache die grammatischen Optionen an bestimmten Stellen anders als die geschriebene Sprache – gemäß einer eigenen Ökonomie. An einigen Stellen sind hier dann funktionale „Lücken“ abgedeckt, die gewisse Konstruktionen als sprechsprachlichen Standard erscheinen lassen, wiewohl sie in schriftsprachlichen Kontexten bestenfalls als marginal bzw. in unterschiedlichem Ausmaß markiert anzusehen sind.

Die Satzklammer wird weitgehender im Sinne einer ökonomischen Informationsverteilung in verschiedenen sprechsprachlichen Systemen genutzt. Das betrifft zum Beispiel den verstärkten Einsatz von *tun*-Periphrasen als neutraler Besetzung des ersten Klammerteils im Hinblick auf die modale Modifikation neben den Modalverben wie *können*, *müssen*, *wollen* oder *sollen* (s.o. S. 288/289). Das fällt den Sprechern auch auf, wenn man sie danach fragt:

- (59) Eine Freundin von mir, die *benu/* benutzt immer Hilfsverben anstatt der normalen Verben, also „ich tu das und das machen“ <lacht> Und da sage ich dann immer so: „Hey, das ist ein Hilfsverb“, und sie so: „Oh, stimmt.“ Aber, ähm, es ist jetzt nicht so, dass ich denke so: „<stöhnt>, der hat ja gar nichts drauf“ oder ist ungebildet oder so. Also, es ist nur, dass es mir halt auffällt (Oberstufenschülerin aus Ulm, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Es gibt mehrere Verwendungen, die zweifellos in öffentlicher natürlicher Sprache als normentsprechend gelten, aber auch eine darüber hinausgehende Tendenz, entsprechende Ausdrucksnotwendigkeiten auf diese Weise zu leisten, s. (60). Akzeptabel ist das in allerlei anaphorischen Kontexten, nicht zuletzt, wenn auf ganze Propositionen Bezug genommen wird, wobei der leicht kolloquiale Ton erhalten bleibt, s. (61).

- (60) Ein einziges Problem stellt sich dem Yoseikan dabei in den Weg, denn klingen tut der Name wie ein Klischee (Luxemburger Tageblatt, 04.01.2015, IDS-Korpus DEREKO)
- (61) Das Leben schreibt die schönsten Geschichten, und wenn es das im Winter tut, werden besonders zauberhafte Geschichten daraus (Süddeutsche Zeitung, 03.01.2015, IDS-Korpus DEREKO)

Entsprechende Formulierungsvarianten finden sich auch als eine Art Ko-Konstruktion in syntaktisch nicht integrierter Form:

- (62) Sie reicht mir die Tasse. „Du schläfst ja ewig.“ „Ja“, sage ich und setze mich auf. „Tu ich.“ (die tageszeitung, 03.03.2015, IDS-Korpus DEREKO)

Wenn man so will, wird nach der eigentlich schon ausreichenden Antwort mit der Antwortpartikel *ja* die Prädikation ‚ewig schlafen‘ auf der abstrakteren Ebene der Qualifikation als ‚Tätigkeit‘, ein ‚Tun‘ wieder aufgenommen. Es scheint mir überflüssig zu sein, bei solchen Fällen die Ellipse eines referenzsichernden Pronomens – „Das tu ich!“ – anzunehmen, vielmehr ist es in gesprochener Syntax regelhaft, sich anaphorisch unmittelbar auf die entsprechende semantische Einheit der Voräußerung zu beziehen. Die Anknüpfung mit dem Pronomen ist natürlich auch möglich, ist aber durch die Fokussierung der Objekts-Proposition stärker akzentuiert, im vorliegenden Fall wohl im Sinn einer Verteidigung gegen den impliziten Tadel am langen Schlafen.

Gleichzeitig wird der allgemein klassifikatorische Charakter der generellen Referenz auf ‚Tätigkeit‘ genutzt: So ist es nicht überraschend, dass auch Tätigkeiten und Handlungen modifizierende allgemeine Verben entsprechend funktionieren, also nicht zuletzt die Modalverben und Verwandte:

- (63) und jeder, der nicht genauso geistig umnachtet ist, muss mir zustimmen und mindestens schmunzeln. Jetzt! Weiß ich aber nicht, muss ich aber nicht, tu ich aber nicht. (Die Presse, 04.05.2014, IDS-Korpus DEREKO)

Entsprechendes geht mit anderen Modalisierungen:

- (64) Ich werde immer älter. Aufhalten kann ich das nicht. Will ich auch nicht. Ich will das Beste draus machen. (die tageszeitung, 20.04.2015, IDS-Korpus DEREKO)

Diese handlichen Anschlusselemente können sich in gewissem Umfang von ihrer „ursprünglichen“ syntaktischen Konstruktion ablösen und als modale Versatzstücke in diesem Sinn ungefähre Anschlüsse leisten:

- (65) Satire darf beleidigen?! Kann ich machen, aber der Grad ist schmal, der Boden dünn. (die tageszeitung, 12.01.2015, IDS-Korpus DEREKO)

Neben den Abstufungen in der Notwendigkeit, die wir mit dem epistemischen Gebrauch der Modalverben signalisieren, finden sich analoge Konstruktionen mit Verben der mentalen Einstellung, so etwa dem Verb *finden* („meinen“) im folgenden Beleg:

- (66) Satire darf alles!? Finde ich nicht. (die tageszeitung, 12.01.2015, IDS-Korpus DEREKO)

Anscheinend besonders nahe liegt das bei dem Archiverb dieser semantischen Gruppe, *glauben* (s.o. S. 307):

- (67) Starke Stoffe gebe es genug, schallt es zurück, aber nicht genug Frauen in Fördergremien. „**Glaub’ ich nicht**“, hält Schmidt dagegen. (Süddeutsche Zeitung, 10.02.2015, IDS-Korpus DEREKO)

Bei diesem Verb gibt es im gesprochenen Gebrauch Verwendungen, an denen sich deutlich zeigt, dass und warum die Nutzung allgemeiner Verben für die akute Interaktion von hoher Bedeutung ist. In der folgenden Gesprächsstelle handelt es sich eher um eine extendierte Redeeinleitungs-Partikel und ein dem Nachdenken dienendes Verzögerungssignal, in Verbindung mit dem abhängigen Verbzweitsatz *das ist so*, der inhaltlich wie strukturell redundant ist.

- (68) HH: **Ich glaub**, das is’ so, ähm, dass er hier eine coole Wortwahl wählt, um dem Ganzen etwas Cooles zu geben, obwohl es gar nicht so cool is’ [...] Ostermayer: Interessante Deutung, aber was ist gemeint mit dem schönen Bild: „Besen, Besen! Seid’s gewesen“? HH: Pfoh, **ich glaub’**, das is’ so, dass er meint, dass, weil er ja sagt, die Besen sind alt (Die Zeit, 27.11.2014, IDS-Korpus DEREKO)

Man sieht hier, dass zur Interaktion neben der angemessenen Füllung von Pausen durch Elemente wie *ähm*, sogenannte Füller, auch die Verwendung weiterer Elemente – etwa einfache Diskurspartikeln – gehört, die den Fortgang steuern. In diesen Kontext gehören neuerdings auch als solche wahrgenommene Konstruktionen (vgl. Imo 2015: 195), wie das den obigen Ausschnitt einleitende „ich glaub“, mit einer phonetisch geschwächten und endungslosen Form der ersten Person, die gelegentlich sogar ohne das Personalpronomen *ich* realisiert wird (einfach: *glaub*), allerdings anscheinend in sehr informellen Interaktionen: „nee die anni hatte **glaub**

die frau müller am telefon“ (FOLK_E_00022_SE_01_T_0; 0742, IDS-Datenbank DGD). Gerade dieses Merkmal kann den Übergang dazu bieten, dass hier im Modus des Sprechens Formen erscheinen, die wie eine Abschleifung der geschriebenen Form durch die (normale) Geschwindigkeit des Sprechens (Allegro-Sprechen) erscheinen, es aber nicht sind oder zumindest nicht in jedem Fall sein müssen. Ein klassischer Fall in diesem Kontext ist die Frage der Aussprache oder auch der Flexion des Verbs *brauchen* (s.o. S. 287), von der später noch die Rede sein wird.

2.3.2 Erwartungssteuerung

Die Strukturen, die gerade beschrieben wurden, sind in dem Sinn kommunikativ interessant, als sie ein Instrument zur Steuerung des Partners durch die intendierte Äußerung darstellen. In dieser Funktion treffen sich die gerade behandelten Konstruktionen mit den im Folgenden anzusprechenden Phänomenen, bei denen dieser Aspekt noch dominanter ist. Es geht darum, das eigene kommunikative Ziel zu erfüllen und dabei das Wissen, die Erwartungen und die Beteiligung des Gesprächspartners nicht aus dem Auge zu verlieren.

Dem dienen bestimmte Formate der Ankündigung dessen, was der Hörende zu erwarten hat:

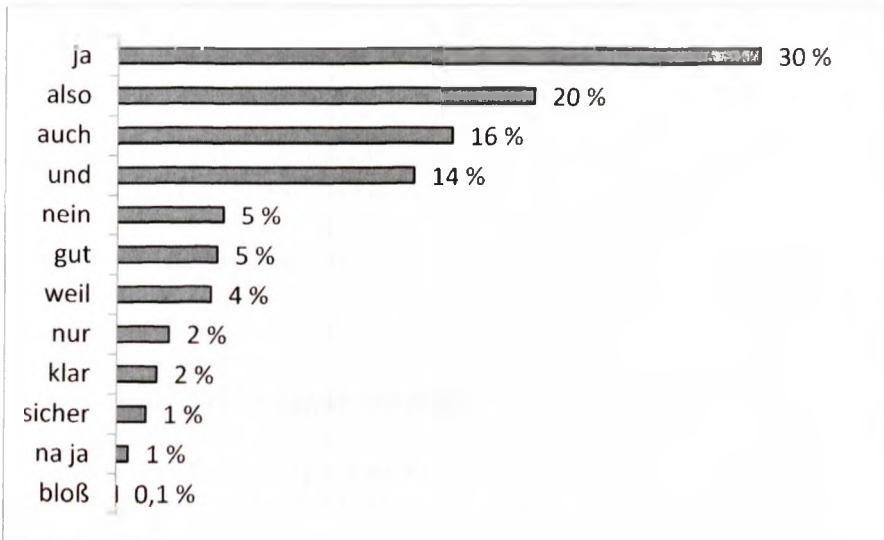
- (69) Chemie Facharbeiter **das heißt** ich bin im Kalibetrieb ausgebildet worden als Chemie Facharbeiter für äh Schwerchemie / **das heißt** wir haben die die Prozessführung und die Kontrolle der äh Aufbereitungsprozesse auch die chemischen Prozesse dann gelernt (Volkshochschüler aus Bad Salzungen, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (70) irgendwie **ich mein** wir ham hier auch äh die öffnungszeiten von elf bis neunzehn uhr wir ham auch_n eign schülercenter ja mit eigenen plätzen und so weiter (FOLK_E_00148_SE_01_T_01, 0701, IDS-Datenbank DGD)

Nicht zuletzt interagieren diese Fügungen in ihrer Funktion als Diskursmarker mit den Adverbkonnektoren wie *also*:

- (71) **also ich mein** ähm // solange er halt nich so viel Abstriche von sich selber macht und wenn er zufrieden damit is au selbst wenn er welche macht (FOLK_E_00048_SE_01_T_01, 0259-0261, IDS-Datenbank DGD)

Man sieht an diesem Beispiel, dass diese funktional verwandten Elemente eng zusammenwirken, das zeigt z.B. auch eine Kollokationsanalyse über die Daten von „Deutsch heute“:

Abb. 3: Kollokationen von *ich mein(e)* im IDS-Korpus „Deutsch heute“
(relative Häufigkeit, 1386 Kollokationen insgesamt)



Auffällig ist in diesem Kontext zudem die quasi-rituelle Verwendung von bestimmten festen Wendungen, mit denen indiziert wird, dass der Sprecher meint, eine für den vorliegenden Fall ausreichende Tiefe und Granularität erreicht zu haben:

- (72) meine Mutter [IV ja] [...] hat einmal Öffentlichkeitsarbeit gemacht [IV mhm] also Führungen und Nachtwanderungen **und so** [IV ah ja ok] für kleine Kinder **und so** (Oberstufenschüler aus Lüchow, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (73) also ganz selten [IV mhm] also eher nicht mit mir eher nur untereinander oder wenn sie telefonieren **oder so** [IV mhm] **also** mit mir sprechen sie eigentlich immer nur Deutsch (Thema: Russisch-Sprechen der Eltern, Oberstufenschüler aus Jüterbog, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (74) aber ich habe jetzt auch nie irgendwie so <lacht> ein Solo gesungen **oder so** wo es aufgefallen wäre [IV mhm mhm] **also** ja immer nur in der Gemeinschaft mhm (Oberstufenschülerin aus Merzig, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

An den Beispielen (73) und (74) sieht man, wie die verschiedenen Steuerungselemente zusammenwirken. Die vorläufige Beendigung auf einer ungefähren Informationsebene, wird dann mit dem Neuansatzmarkierer *also* im weiteren Überlegen aufgelöst. Es scheint eine Reihe weiterer Elemente (z.B. *irgendwie*, s. Günthner

/ König 2015) und auch einigermaßen fest gewordener komplexerer Konstruktionen (z.B. *ich weiß nicht, keine Ahnung*) zu geben, die entsprechende Diskursfunktionen übernehmen. Manchmal (s. (76)) führen diese Dinge zu einer Art Abklingen der Kommunikation mangels weiterer Information – was im Fall des zitierten Interaktionstyps Interview eine wahrscheinlichere Option ist als in anderen Gesprächen.

- (75) wenn dann bin ich mehr im Internet oder ich weiß nicht am Telefonieren keine Ahnung aber Fernsehen eigentlich nicht (Oberstufenschülerin aus Annaberg-Buchholz, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (76) hier oder keine Ahnung halt so irgendwie (Oberstufenschüler aus Bludenz, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

3. Typische Merkmale des gesprochenen Deutsch

Im Folgenden sollen die Erscheinungen, die bisher in einem funktionalen Zusammenhang angesprochen worden sind, noch im Hinblick auf ihre Verteilung auf die üblichen linguistischen Beschreibungsebenen betrachtet werden. Dabei ist nicht mehr intendiert als eine Erläuterung der bisher angesprochenen Punkte, für eine Übersicht sei auf die entsprechenden ausführlichen Darstellungen in Reinhard Fiehlers Kapitel „Gesprochene Sprache“ in *Duden. Die Grammatik* (Fiehler 2016) und Johannes Schwitallas Einführung *Gesprochenes Deutsch* (Schwitalla 2012) verwiesen.

3.1 Artikulation

Gesprochene Sprache ist definitionsgemäß lautlich realisiert und andererseits wie Sprache insgesamt auf die Aufrechterhaltung notwendiger Differenzen angewiesen, um Bedeutung bzw. Bedeutungsdifferenzierung zum Ausdruck bringen zu können. Gleichzeitig ist gesprochene Sprache im Normalfall auf eine gewisse Geschwindigkeit angelegt, die bestimmte Verschleifungen als den Normalfall ansehen lassen. Das betrifft etwa systematisch die Reduktion des Endvokals in der ersten Person Singular der Verben:

- (77) ich **komm** ja nicht aus Niedersachsen (Oberstufenschüler aus Itzehoe, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Das betrifft auch verschiedene andere Fälle, etwa die Partikel *dran*, die in dieser Funktion nur in dieser (gesprochenen) Form existiert:

(78) aber ich überleg ob ich entweder hier **dranlege** (FOLK_E_00132_SE_01_T_04, 0241, IDS-Datenbank DGD)

Typisch ist auch die Apokope von auslautendem [t] an verschiedenen Stellen:

(79) so viel muss man glaub ich gar **nich** reinmachen (FOLK_E_00300_SE_01_T_01, 0411, IDS-Datenbank DGD)

(80) das **is** peinlich **is** das (FOLK_E_00201_SE_01_T_02, 0055, IDS-Datenbank DGD)

Gesprochene Sprache heißt, dass sie in der Aussprache lautlich realisiert wird, auch wenn das Umgekehrte nur in Maßen gilt, ein Unterschied, den die Rede-weise von der strukturellen und der medialen Mündlichkeit zu fassen versucht, die auf die klassisch gewordenen Ausführungen von Koch und Österreicher zurückgeht (s. Koch / Österreicher 1994). Wenn es um die spezifischen oder signifikanten Merkmale gesprochener Sprache gehen soll, sollte es um Äußerungen gehen, in denen beide Kategorien zusammenfallen: Fälle von struktureller und medialer Mündlichkeit. Äußerungen in natürlichen Gesprächen scheinen diese Anforderung prototypisch zu erfüllen. Für unsere Zwecke, wo es um Eigenheiten einer übergreifend genutzten Sprachform geht, sollte die Gesprächskonstellation aber gewisse Distanzmerkmale haben. Das garantiert ein Bemühen um eine weiter reichende Verträglichkeit der gewählten sprachlichen Optionen.

3.2 Morphologische Präferenzen

Morphologische Eigenheiten der gesprochenen Sprache beginnen unmerklich in einem Bereich, in dem sie fast ununterscheidbar mit der phonetischen Abschwächung verbunden sind. Das betrifft etwa die systematische Endungslosigkeit bei der ersten Person Singular der Verben im natürlichen und in einigermaßen normalem Tempo geführten Gespräch:

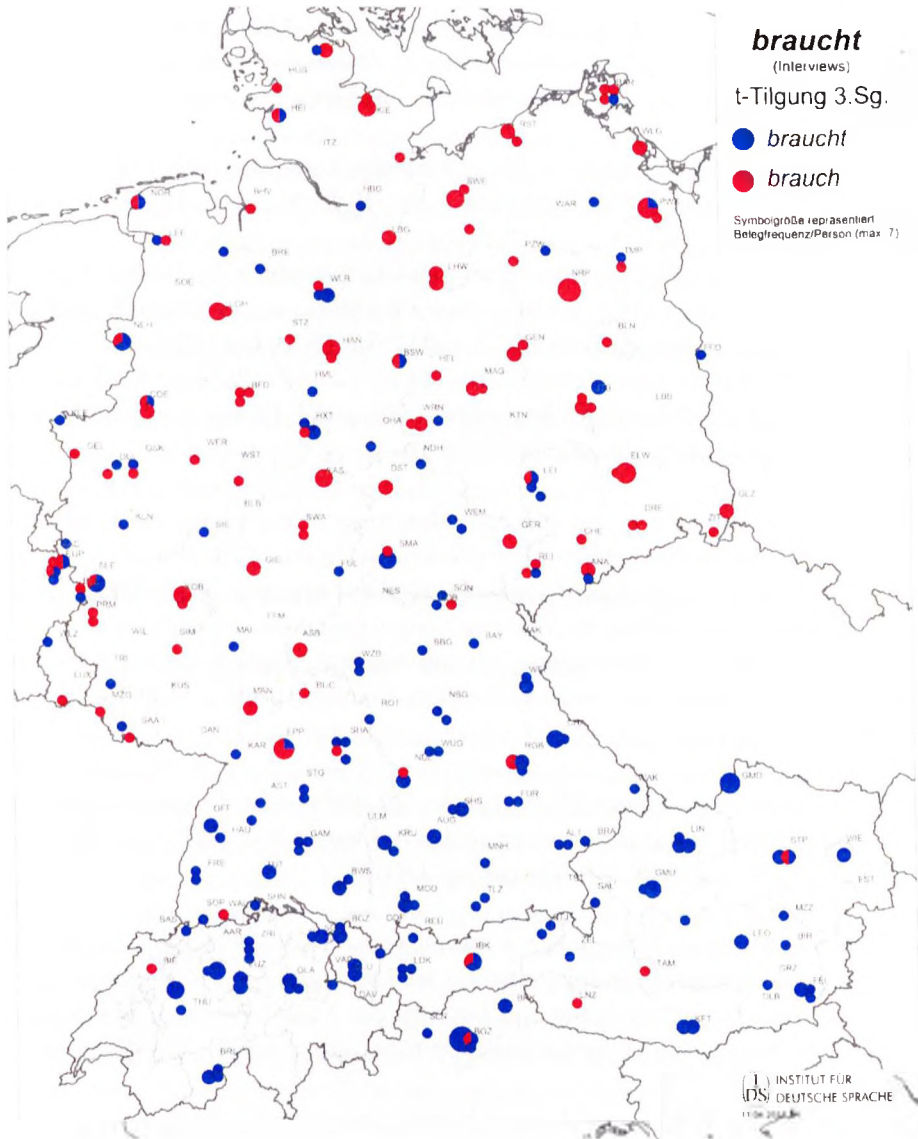
(81) so wie man sicherlich bei mir auch schwer erkennen kann aus welcher Ecke ich **komm** also die wenigsten meinen eben dass ich so Franke bin oder oder Bayer bin oder so (Volkshochschüler aus Coburg, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Dieses Phänomen ergibt sich wie oben schon erwähnt unter anderem auch beim Verb *brauchen*, und zwar nicht nur in der ersten, sondern auch in der dritten Person Singular (s.o. S. 287).

In diesem Fall zeigt sich nämlich bei hochsprachlicher Spontansprache der folgende Befund:

- (82) Während im Süden des deutschen Sprachraums bis zu einer Linie mittleres Baden-Württemberg – Nordgrenze von Bayern Belege für *brauch* ohne /t/ nur ganz vereinzelt auftreten, stellen sie nördlich davon die mehrheitlich belegte Variante. Als Ursache für die /t/-Tilgung in dieser Wortform ist neben einer allgemeinen phonetischen Motivation (d.h. auslautende /t/, /d/ neigen im Deutschen, v.a. in häufigen Wörtern, generell zum Schwund) vor allem eine Analogieerscheinung zu den Modalverben *können*, *mögen*, *dürfen* usw. anzunehmen, da diese kein /t/-Flexiv in der 3.P.Sg. haben (*kann*, *mag*, *darf*) und *brauchen* sowohl syntaktisch als auch semantisch eine große Parallelität zu den Modalverben aufweist (<http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/BrauchtTSspr>)

Abb. 4: Vorkommen von *brauch(t)* im IDS-Korpus „Deutsch heute“



Die angedeuteten syntaktischen (und morphologischen) Besonderheiten betreffen vor allem die Konstruktion mit reinem Infinitiv (ohne *zu*), im folgenden Beleg (83) problemlos koordiniert mit einem „echten“ Modalverb, dann den Typus „Ersatzinfinitiv“ an der Stelle des Partizip II mit und ohne *zu* – s. (84) und (85) – oder das Fehlen einer Imperativform (als Modalisierungskennzeichen).

- (83) dann **brauch** ich **nicht** noch mal **mitzeichnen** oder oder soll ich noch mal mitzeichnen (FOLK_E_00097_SE_01_T_01, 0206, IDS-Datenbank DGD)
- (84) (Oh! bei der SPD) Sie hätten doch die Chance gehabt. Sie **hätten** bloß die Herren Bartling, Aller, Jüttner oder auch Möhrmann **zu fragen brauchen**. (Landtag Niedersachsen am 07.01.2011, IDS-Korpus DeReKo)
- (85) Schade, hab die Filme leider auch nicht auf Kauf-DVD (sonst **hätte** ich natürlich auch **nicht fragen brauchen**) (Wikipedia, Diskussion: Highlander, 29.10.2011, IDS-Korpus DeReKo)

Ganz offenkundig gibt es hier eine Spannbreite der Verwendung, die in alltäglichen gesprochenen Formen des Deutschen recht eindeutig zur Konstruktion als negierte Option des Modalverbs *müssen* neigt und damit zu einer Struktur, die der Informationsverteilung im Sinn der Klammerstrukturen entspricht.

Auch die absolute Verwendung (mit nominalem Objekt), die bei *brauchen* ganz häufig ist, findet sich, wenn auch eingeschränkter, bei den Modalverben (s. Kaiser 2017).

- (86) also man kann ja tatsächlich noch ma gucken wer [...] **brauch** n großen schreibtisch und auch am besten auch n rechner da dran (FOLK_E_00254_SE_01_T_02 0898, IDS-Datenbank DGD)

Das nun macht morphologischen Sinn im Kontext der vielfach beobachteten Verwendung ohne den Infinitivkonnektor *zu*. Die negierten Verwendungen dieses Typs passen so in Bedeutung und Form zu den Modalverben, es gibt zudem auch objektive und subjektive Gebräuche wie bei den sonstigen Modalverben:

- (87) Das war jedenfalls besser als gegen Neuberg, wo jeder Spieler dachte, er kann machen was er will und **braucht nicht** mannschaftsdienlich **arbeiten**. (Niederösterreichische Nachrichten, 14.10.2009, IDS-Korpus DeReKo)
- (88) Einzelmolekülkraftspektroskopie als Kurzübersicht mit wichtigsten Referenzen, der Rest **braucht nicht sein**. (Wikipedia, Diskussion: Rasterkraftmikroskop, 29.10.2011, IDS-Korpus DeReKo)

Aus den endungslosen bzw. endungshaltigen Formen der dritten Person Singular kann man auf jeden Fall lesen, dass der gesprochene Standard offenbar zwei Verwendungstypen hat, einerseits eher als ein „selbstständiges“ Modalitätsverb mit Endung und *zu*, und andererseits als ein Modalverb ohne *-t* und *zu*.

Ein anderes Phänomen, bei dem die Ökonomie des Sprechens „verkürzte“ Formen hervorbringt, die einen eigenen funktionalen Status gewinnen, sind die Formen des unbestimmten Artikels. Nominativ- wie Akkusativformen des unbetonten unbestimmten Artikels als normales Rhema-Kennzeichen sind offenbar weithin {n} im Maskulinum und Neutrum bzw. {ne} im Femininum. Unter diesen Bedingungen werden, wie Ralf Knöbl (2014: 167-172) herausgearbeitet hat, die expliziteren schriftsprachnäheren Formen (*eine / einen*) für spezielle Funktionen der Hervorhebung o.Ä. frei und genutzt – etwa wie im folgenden Beispiel (89):

- (89) nein also unser Krankenhaus hat **n** relativ schlechtn Ruf // eigentlich **an** sehr schlechtn Ruf // **einen** sehr sehr sehr schlechtn Ruf (Oberstufenschülerin aus Vaduz, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

3.3 Äußerungssyntax: Informationsstrukturmuster

3.3.1 Informationsverteilung und -akzentuierung

Offenkundig ist es für die Verarbeitung in der Abfolge des Gesprochenen („online-Verarbeitung“) des Deutschen nicht so schlecht, wenn man sich im Normalfall auf die Funktion der verbalen Klammer verlässt, also die Finitheitsmarker relativ bald und den rhematischen Kern an das Ende bringt, auf den ja die Informationsstruktur im Deutschen zuläuft. Einige der genannten Varianten bzw. „Eigenentwicklungen“ in der gesprochenen Sprache kann man als die verstärkte Betonung dieses Prinzips verstehen, nämlich zumindest die *tun*-Periphrasen (s.o. S. 288/289), die Entwicklungen hin zu einem Dativ-Passiv oder auch die Entwicklung einer analytischen „Verlaufsform“ mit „am x [Infinitiv] sein“ (s.o. S. 289/290).

Dabei hat die Erweiterung der Möglichkeiten der *tun*-Periphrase in der gesprochenen Alltagssprache einen Ansatzpunkt in Verwendungen, die auch standardnah akzeptiert werden, z.B. bei Verwendungen wie der mit Versetzung des (erweiterten) Prädikats ins Vorfeld:

- (90) im Endeffekt wirklich **zählen tut** das Ganzjahreszeugnis (Oberstufenschüler aus Braunschweig, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Mit einer gewissen regionalen Beschränkung („Südosten“) kann auch die Bildung entsprechender analytischer Konjunktivformen als vergleichsweise wenig auffällig gelten:

- (91) ähm / jein nicht unbedingt also man / hat mehr Freizeit **täte** ich jetzt mal **sagen** (Oberstufenschüler aus München, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Recht auffällig und daher zweifellos nicht im standardnahen Gebrauchsfeld angesiedelt ist die „rein“ klammerbildende Funktion wie im folgenden Beispiel (bei dem allerdings eine ironische Verwendung nicht ausgeschlossen werden kann):

- (92) da gibt es so eine sogenannte Hatecrew die ist ein bisschen problematisch weil die rennen durch die Innenstadt und **tun** ein bisschen Leute **zusammenschlagen** (Oberstufenschüler aus Zittau, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Der *am*-Progressiv, der eine ähnliche informationsstrukturelle Funktion hat, gilt als räumlich fixierbar, man nennt ihn gelegentlich die „rheinische Verlaufsform“. Auch wenn das die „Deutsch heute“-Befragung im Prinzip bestätigt, ist es nicht die ganze Wahrheit. Man kann diese Fügung für eine Konstruktion halten, die einen vergleichsweise kleinen neutralen – sprechsprachlichen – Musterkern hat, der aber den Rahmen, die syntakto-semantische Form bietet, die ad hoc mit verschiedenen Verben genutzt werden kann. Sowohl in den Belegen von „Deutsch heute“ wie auch in dem in OWID veröffentlichten „Kleinen Wörterbuch der Verlaufsformen“ (Engelberg et al. 2013; <http://www.owid.de/wb/progdb/start.html>) zeigt sich diese Verteilung: Dabei gibt es ein musterprägendes Verb im Bereich mentaler Verben, nämlich *überlegen*, eines im Bereich der Tätigkeitsverben, und zwar *arbeiten*, das schon etwas schwächer belegt ist,²⁷ und dann – mit gewissem Abstand – ein „Schwellenverb“, *verzweifeln*:

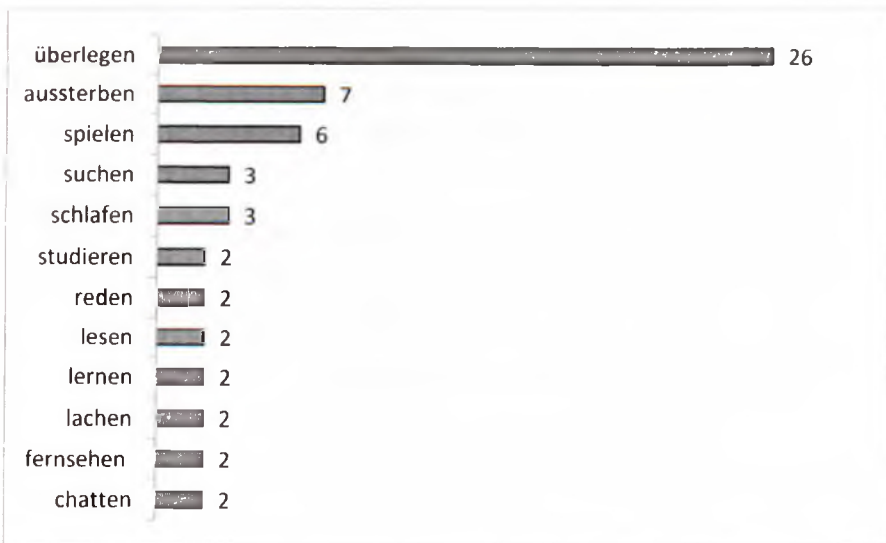
- (93) „Was mir heute gefallen hat? Hm. Da muss ich mal überlegen.“ Pause. Einundzwanzig, zweiundzwanzig. Ein Ungeduldiger stellt schon die nächste Frage, Magath unterbrach ihn: „Ich **bin** noch **am Überlegen**.“ (die tageszeitung, 20.10.2005, IDS-Korpus DEReKo)
- (94) „Es ist schön, wenn zum unbedingten Siegeswillen auch noch die Reife hinzukommt“, erklärte Klaus Toppmöller. „Wir **sind am Arbeiten** und **am Lernen**.“ (Mannheimer Morgen, 18.03.2002, IDS-Korpus DEReKo)

²⁷ *Arbeiten* kommt im Unterschied zu den anderen beiden Verben häufig auch in Absentiv-Konstruktionen vor: „Mama ist arbeiten.“ (Frankfurter Rundschau, 01.02.1997, IDS-Korpus DEReKo) vgl. Kleines Wörterbuch s.v. *arbeiten*.

- (95) Die dummen, lauten, überflüssigen Propaganda-, Werbe-, Reklameteile machen mich so aggressiv, dass ich **am Verzweifeln** über diese Mediendiktatur **bin**. (Berliner Zeitung, 04.08.2007, IDS-Korpus DEREKo)

Einen Blick auf weitere Verwendungen erlaubt eine Übersicht über die in „Deutsch heute“ belegten Konstruktionen nach diesem Muster – dass hier *arbeiten* und *verzweifeln* nicht auftauchen, hat sicher mit der Thematik der Gespräche zu tun:

Abb. 5: Verben in *am*-Progressiven im IDS-Korpus „Deutsch heute“ (absolute Häufigkeit)



Dafür kann man hier sehen, dass vor allem im westdeutschen Raum regional eine Menge Dinge möglich sind, die zweifellos überregional als auffällig gelten müssen, s. (96), gerade auch, wenn weitere Satzglieder integriert werden (s.u. *meine Wohnung*):

- (96) und jetzt haben wir eine Wohnung in Metternich also auch hier in der Nähe bekommen / und da **bin** ich gerade auch **am Hinziehen** und deswegen ja helfe ich meiner Mutter beim Umzug // **bin** da **am Umbauen** und gleichzeitig **bin** ich auch noch [eine] meine Wohnung **am Renovieren** (Oberstufenschüler aus Koblenz, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Neben der „Null-Modalität“ der *tun*-Formen und der „Verlaufsakzentuierung“ der *am*-Konstruktion stellt das sogenannte Dativ-Passiv – im folgenden Beleg in der als besonders sprechsprachlich geltenden Form des *kriegen*-Passivs (s.o. S. 289) – eine Form der Nutzung der Klammerstruktur dar, die eine Konverse des Dativs in die Subjektposition ermöglicht – auch diese Konstruktion hat allerdings einen sehr marginalen Status:

- (97) Begeistert erzählen sie von dem herzlichen Empfang in Mannheim. „Die Leute sind so unheimlich freundlich hier, man **kriegt** gleich **geholfen**“ (Mannheimer Morgen, 23.09.2009, IDS-Korpus DEREKO)

Letztlich kann man auch die entsprechende Aufteilung der Pronominaladverbien (das „preposition stranding“, s.o. S. 289) als eine Option für eine entsprechende Informationsaufteilung sehen, sie entspricht der Struktur der Lexikalklammer bei den trennbaren Verben. Es handelt sich aber nach allen Daten um eine stark nördlich markierte, nicht generell akzeptierte Form.

- (98) Das ist nicht meine Sprache, **da** halte ich nichts **von**, damit kommen wir nicht weiter (Süddeutsche Zeitung, 19.11.2005, IDS-Korpus DEREKO)
- (99) [tauchen] wenn dann links rechts oben unten Feuerkorallen sind also wenn man **da** mit der Hand **gegen** kommt dann kann man die Hand vergessen (Oberstufenschüler aus Schwerin, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

3.3.2 „Gemeinsames“ und quasi-monologisches Sprechen

Es gibt auf dieser Ebene eine Reihe von Erscheinungen, die von der Online-Produktion und -Rezeption zeugen und von Strategien, mit den Schwierigkeiten des Sprechens und Verstehens in der laufenden Abfolge zurechtzukommen. Beim Verstehen geht es um Anzeichen der Beteiligung, die über Rückmeldungen und Ähnliches hinausgehen, beim Sprechen um Erscheinungen, die von den Konstruktionsproblemen auf dem Weg und den Versuchen ihrer Meisterung zeugen.

Das Verstehenwollen im Dialog und das gegenseitige Reagieren aufeinander zeigt sich in verschiedenen Stufen des Auf-Einander-Eingehens, vielleicht am klarsten sichtbar ist das an der Ausformulierung eines Gesprächs-Gedankens in einer Äußerung, wobei der Partner die Konstruktion des Partners aufgreift, die sogenannten Ko-Konstruktionen:

- (100) [über Doping im Sport] *S1*: ja mh mh schon aber ich glaube es liegt auch einfach daran dass es halt irgendwann nich mehr besser geht sozusagen nee un dann; *S2*: irgendwie / ja ja ja / die menschlichen grenz / *S1*: geht halt nur dadurch noch besser (FOLK_E_00084_SE_01_T_03, 0538-0542, IDS-Datenbank DGD)

Andererseits macht hier die weitere Äußerung deutlich, dass der Sprecher nicht diesen – durchaus plausiblen – Abschluss gesucht hat, sondern auf eine Alternative hinauswollte, wobei das weitere Rederecht mit einer quasi-anaphorischen Wiederaufnahme des davor geäußerten Gedankens mit einer adversativen Wendung gesichert wird, nachdem die ursprünglich geplante Fortsetzung vom Partner zu einer abschließenden Bemerkung umgedeutet wurde. Das zeigt unter anderem, dass es nicht nur um das kooperative Handeln geht, sondern auch darum, am Wort zu bleiben.

Auch in dem unter (101) dokumentierten Gesprächsausschnitt sieht man das Bemühen um eine gemeinsame Konstruktion des Gesprächs. Allerdings wählt die zweite Sprecherin einen durchaus plausiblen, aber offenbar nicht in der Intention der ersten Sprecherin liegenden Anschluss, der zudem auf eine abschließende Deutung zielt. Daher setzt diese mit einigen Verzögerungsmarkern zu einer Reparatur an, die in einem indefiniten Adverbiale endet, das der zweiten Sprecherin eine zustimmend paraphrasierende Weiterführung erlaubt.

- (101) *S1*: find| ich mitten im schuljahr äh / *S2*: / harte nummer für des kind *S1*: find ich hm hm völlig / schräg irgendwie *S3*: aja ich find_s auch komisch (FOLK_E_00024_SE_01_T_02, 143-145, IDS-Datenbank DGD)

Eigentlich zeigt dieses Phänomen aber nur besonders deutlich, was es heißt, Strukturen online, d.h. unmittelbar in ihrem Ablauf, folgen zu müssen, um die *turns* der anderen zu verstehen. Das war in dem obigen Beispiel vergleichsweise einfach, weil die geplante Struktur der Äußerung gut erkennbar war, häufiger haben wir es aber mit umwegartigen Strukturen zu tun, mit Ellipsen, Anakoluthen, mit komplexeren Reparaturphänomenen bzw. Spuren der verschiedenen geplanten Formulierungen, so etwa im folgenden Beispiel (102):

- (102) ich war mit denen im Kindergarten gewesen [*IV* mhm] also wir/ Mespelbrunn im Kindergarten / die Eltern ungefähr gleiches Alter [*IV* mhm] wir waren früher als also als wir noch kleiner waren sind die immer zusammen in Urlaub gefahren (Oberstufenschüler aus Aschaffenburg, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Man sieht hier als ein weiteres typisches Mittel den parenthetischen Einschub verbloser minimaler Äußerungseinheiten mit Thema-Setzung (*wir / die Eltern*), rhetorische Indizes für bestimmte Frames (*Messelbrunn im Kindergarten / ungefähr gleiches Alter*), die schon aufgrund der Form eigentlich nicht elliptisch zu verstehen sind. Manche dieser Konstruktionen lassen sich aber eher als Ellipsen erklären:

- (103) ähm / ich war das ja überhaupt nich gewohnt und das hat mich dann schon angestrengt aber // halt tolle sachen zu sehn (FOLK_E_00048_SE_01_T_0, 0031-0033, IDS-Datenbank DGD)

Und es gibt in gewissem Ausmaß so etwas wie „Standardellipsen“, etwa des sprechenden „Ich“ in bestimmten Kontexten („Strukturellipsen“; vgl. Zifonun / Hoffmann / Strecker 1997: 433-442):

- (104) also in thailand // ähm / **muss ja sagen** // gab_s solche und solche also es gab welche // die mitgeholfen hatten wo ich des gefühl hatte / ja die sind gleichgestellt (FOLK_E_00048_SE_01_T_0, 0104-0112, IDS-Datenbank DGD)

Man kann auch die zu Beginn dieses Beitrags ausführlich diskutierte Variation der Wortstellung beim Gebrauch kausaler Konnektoren in diesen Rahmen einordnen (s.o. S. 284-286). Die Konstruktion mit der sogenannten Hauptsatzwortstellung, also mit dem Finitum an zweiter Stelle, hat zumindest die Option, in der relativen Unabhängigkeit der Proposition gegebenenfalls ein komplexeres Raisonement abzurufen – wenn die einfache kausale Verknüpfung nicht hinreicht. Man kann das an dem folgenden Beleg gut sehen, wo die sprechende Person nacheinander nach für sie gültigen Begründungen sucht – deutlich sich selbst zur Reflexion rufend besonders beim Konnektor *wobei*:

- (105) [was ist Hochdeutsch] aber es sind einfach diese kleinen äh Einheiten **weil** für Hochdeutsch für mich jetz persönlich / ist eben das dass man ähm keine ja bei den Artikeln das nicht verschluckt [IV mhm] und solche Sachen also / **wobei** da gibt es auch wieder Unterscheidungen / ich kenne mich zu wenig aus in diesem Gebiet dieser Linguistik ähm (Oberstufenschüler aus Fulda, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Am klarsten ist die Unterscheidung zwischen Konnektor und Diskurspartikel wohl bei *obwohl*, wo die Handlungsalternativen ganz unterschiedlich sind. Man wird (106) so verstehen, dass der Sprecher daher zu der Sprache des Vaters nichts sagt / sagen kann, während in (107) offenbar Wikipedia trotzdem benutzt wird:

- (106) [Sprache des Vaters] Ja **obwohl** ich muss dazu sagen ihn sechs Jahre nicht gesehen habe (Oberstufenschüler aus Schmalkalden, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (107) [Informationsquellen] Wikipedia [IV mhm] die erste ist Wikipedia **obwohl** ich gemerkt habe dass da deutlich viele Fehler drin sind (Oberstufenschülerin aus Simmern, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

3.4 Wörter und Muster

3.4.1 Interaktionale Lexiko-Grammatik

Den typischen Wortschatz der gesprochenen Sprache machen im Kern nicht die unterschiedlichen Inhaltswörter aus, sondern jene oben in ihrem funktionalen Zusammenhang betrachteten Elemente unterschiedlichen Umfangs und unterschiedlicher Festigkeit, die der Organisation des Redens dienen.

Dabei haben wir oben schon unterschieden, dass hier Phänomene eines ganz unterschiedlichen strukturellen Status eine Rolle spielen. Es gibt eine Gruppe der unflektierten Wörter, wohl mit einem Kern bei den Abtönungs- und Gesprächspartikeln, die auf spezifische Weise zur Mündlichkeit beitragen. Im Folgenden sind noch einige Beispiele aufgeführt, bei denen die Polyfunktionalität dieser „kleinen Wörter“ sichtbar wird, die ja auch alle noch andere Verwendungen zeigen.

- (108) inwiefern kann das **denn** kann der umgang mit solchen texten **denn** positiv zum schriftspracherwerb / beitragen (FOLK_E_00037_SE_01_T_01, 0232, IDS-Datenbank DGD)
- (109) ich glaub ich bin langsam **doch** für digitalisiertes zeitalter (FOLK_E_00217_SE_01_T_0, 1226, IDS-Datenbank DGD)
- (110) *S1*: nee die sieht der nur sehr ähnlich aber des is die nich / *S2*: **doch** / **doch** **doch** (FOLK_E_00217_SE_01_T_0, 1213/14, IDS-Datenbank DGD)
- (111) un dann muss der ganz dran weil der **ja** da wieder drangeschraubt werdn sol (FOLK_E_00218_SE_01_T_0, 0117, IDS-Datenbank DGD)

Schon hier geht es häufig um die Verdeutlichung der Intention und Einstellung der Sprechenden Person. Man sieht dann in einer weiteren Stufe, dass gerade Fügungen mit den generellen Verben des Meinens oder Wissens zu entsprechenden Diskursmarkern verfestigt werden (s.o. S. 312/313):

- (112) so viel muss man **glaub ich** gar nich reinmachen (FOLK_E_00300_SE_01_T_01, 0411, IDS-Datenbank DGD; vgl. dazu Knöbl / Nimz 2013)
- (113) da wär der martin klein gewesen // und da **mein ich** aber er hat mir erzählt // dass ihm des später bei der mutter passiert is (FOLK_E_00026_SE_01_T_01, 1198-2002, IDS-Datenbank DGD)

Analoges lässt sich beobachten bei Elementen bzw. Fügungen, die das Ende oder zumindest das vorläufige Ende genauerer Ausführungen im Ungefähren indizieren; auch das beginnt bei entsprechenden nachgetragenen indefiniten adverbialen Bestimmungen, d.h. lexikalisierten einfachen Formen:

- (114) es ist fehlt mir **irgendwie so** das das Eigene von der Sprache halt die Eigenheit **irgendwie** (Oberstufenschüler aus Bregenz, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

In ähnlicher Funktion stehen dann alternativ (*oder*) oder koordinierend (*und*) angeschlossene, ins Ungefähre verweisende Verwendungen des allgemein modalen Adverbs *so*, die in gewisser Weise dazu auffordern, aus der bisherigen Äußerung eine einigermaßen passende Ergänzung zu erschließen.

- (115) der hat immer ein bisschen italienisch gelernt und das halt wenn wir in Urlaub gefahren sind **oder so** (Oberstufenschüler aus Bregenz, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (116) früher war das jetzt nicht so streng **oder so** aber jetzt wird es schon langsam immer mehr weil wir touren nächstes Jahr **und so** (Oberstufenschüler aus Bregenz, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Diese eher anaphorische Aufforderung, Schlüsse aus dem bisher Geäußerten zu ziehen, kann noch expliziter gemacht werden und ist in dieser Form durchaus üblich:

- (117) es ist einfach so / eine Lust oder nicht Lust oder Stress oder nicht Stress halt so was in der Art (Oberstufenschüler aus Bregenz, IDS-Korpus „Deutsch heute“)

Und letztlich gibt es auch hier offenbar sehr auf Beiläufigkeit zielende Konstruktionen (*keine Ahnung*), die diese Funktion einer generellen Suchanweisung erfüllen. Hier handelt es sich in der Hinsicht um eine Konstruktion im Übergang, bei der eine eher wörtliche Lesart (‘weiß ich nicht’), wie sie vielleicht noch in (118) vorliegt, übergeht in ein Diskurselement, das einen offenen Schluss signalisiert wie in (119):

- (118) [Gäste im Kloster] sind halt da muss man / **keine Ahnung** was man da machen muss halt (Oberstufenschüler aus Tuttlingen, IDS-Korpus „Deutsch heute“)
- (119) *S1*: ja ich kann_s nicht so g[ut] / *S2*: [da] da schau an // *S1*: ja ich kann nicht bügeln ich versuch nur so hm / **keine ahnung** (FOLK_E_00268_SE_01_T_01: 0055-0058)

Zu diesen Phänomenen gibt es zwar eine Menge an Einzelbeobachtungen, als ein Inventar gesprächsbezogener Lexik sind sie aber noch nicht insgesamt beschrieben.²⁸

3.4.2 Variierender Wortgebrauch

Alltag ist zweifellos eine schwierige Kategorie: Tatsächlich ist er aber sicherlich der eigentliche Handlungsraum des beiläufig und in gewöhnlichen Handlungszusammenhängen stattfindenden Gesprächs. Das ist sicherlich der Grund dafür, dass in Gesprächen viel alltäglicher Wortschatz benutzt wird. Daher gibt es typischerweise Untersuchungen zur Alltagssprache – und etwa den *Atlas zur deutschen Alltagssprache* (AdA) oder auch das *Variantenwörterbuch* (Ammon et al. 2016). Tatsächlich steht aber für unseren Zusammenhang die Frage nach der soziolinguistischen Geltung des alltagssprachlichen Wortschatzes und der Reichweite seiner Geltung nicht so sehr im Zentrum des Interesses, da seine Verwendung zwar zur Natürlichkeit in bestimmten Situationen beiträgt – wenn man etwa ein Lexem wählt, das aus dem gemeinsamen Umfeld der Sprechenden oder des Gesprächs stammt –, nicht aber im selben Maße wie die bisher besprochenen und angedeuteten Punkte zur Struktur von Gesprochenheit.

4. Medium, Interaktion, Kooperation

Gesetzmäßigkeiten beim Sprechen, dabei präferierte Strukturen, angepasste interaktionelle Strategien mit ihren Techniken, das ist natürlich alles nicht neu in der deutschen Sprache und für die Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen. Dennoch hat sich mit der Durchsetzung einer standardorientierten übergreifenden gesprochenen Sprachform bzw. mit einer sich entwickelnden Bandbreite entsprechender Optionen etwas Neues ergeben. Die alten regionalen und sozialen

²⁸ Dazu beitragen soll das 2016 am Institut für Deutsche Sprache begonnene Projekt „Lexik des Gesprochenen Deutsch“ (<http://www1.ids-mannheim.de/lexik/lexik-des-gesprochenen-deutsch.html>).

Prägungen und Beschränkungen – grob gesagt, mit stark regional geprägter Alltagssprache und akrolektalem gesprochenem Standard – haben neuen Regularitäten und Üblichkeiten der Interaktion Raum gemacht. In ihm spielen die auch medial verbreitete Standardsprachlichkeit und die Traditionen des Sprechens zwar weiterhin eine Rolle, allerdings in Richtung einer möglichst breit gefächerten situationsbedingten Variationsbreite. Eine übergreifende alltägliche Sprechsprachlichkeit hat dabei drei Dinge zu leisten: Sie soll medial angemessen sein, sie soll sich den verschiedenartigsten Situationen anpassen können und sie soll die Bedingungen der Angemessenheit in aufgeklärten modernen Gesellschaften erfüllen können. Daher kann sie nicht nur ein Echo der standardgemäßen Schriftsprachlichkeit sein, aber auch die Traditionen des Sprechens nicht ignorieren. Wir haben eine Reihe von strukturellen Elementen diskutiert und dokumentiert, die zur Gestaltung einer entsprechenden Sprechsprachlichkeit dienen.

Literatur

- AADG = Kleiner, Stefan (2011ff.), *Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards (AADG)*. Unter Mitarbeit von Ralf Knöbl, unter <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/> (13.04.2017).
- AdA = Elspaß, Stefan / Robert Möller (2011ff.), *Atlas zur deutschen Alltagssprache*, unter: <http://www.atlas-alltagssprache.de/> (13.04.2017).
- Ammon, Ulrich / Hans Bickel / Alexandra Nicole Lenz (Hrsg.) (2016), *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen*. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: de Gruyter.
- Auer, Peter (2000), „Online-Syntax – oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen“. In: *Sprache und Literatur* 85, 43-56.
- Brandom, Robert (2000), *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Breindl, Eva / Anna Volodina / Ulrich Hermann Waßner (2014), *Handbuch der deutschen Konnektoren 2. Semantik der deutschen Satzverknüpfers*. 2 Teilbände. Berlin / Boston: de Gruyter.
- Brinckmann, Caren / Noah Bubenhofer (2012), „Sagen kann man's schon, nur schreiben tut man's selten': Die tun-Periphrase“. In: Marek Konopka / Bruno Strecker / Roman Schneider (Hrsg.): *Grammatische Stolpersteine digital. Festschrift für Bruno Strecker zum 65. Geburtstag*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, 159-165, unter: http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/fragen.ansicht?v_id=4533 (18.04.2017).
- Bühler, Karl (1934), *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.

- Deppermann, Arnulf/ Henrike Helmer (2013), „Standard des gesprochenen Deutsch. Begriff, methodische Zugänge und Phänomene aus interaktionslinguistischer Sicht“. In: Jörg Hagemann / Wolf Peter Klein / Sven Staffeldt (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenburg, 111-141.
- Eichhoff, Jürgen (1977ff.), *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. Bd. I/II [1977/78]. Bern: Francke; Bd. III [1993]. München u.a.: Saur; Bd. IV [2000]. Bern, München: Saur.
- Eichinger, Ludwig M. (2013), „Die Entwicklung der Flexion. Gebrauchsverschiebungen, systematischer Wandel und die Stabilität der Grammatik“. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung / Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hrsg.): *Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache*. Berlin / Boston: de Gruyter, 121-170.
- Eichinger, Ludwig M. (2016), „Praktiken: etwas Gewissheit im Geflecht der alltäglichen Welt“. In: Arnulf Deppermann / Helmuth Feilke / Angelika Linke (Hrsg.): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin / Boston: de Gruyter, VI-XIII.
- Eichinger, Ludwig M. (2017), „Standarddeutsch – die beste aller möglichen Sprachen“. In: Marek Konopka / Angelika Wöllstein (Hrsg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*. Berlin / Boston: de Gruyter, 3-22.
- Eichinger, Ludwig M. et al. (2009), *Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- Elsaß, Stephan (2005a), „Zum Wandel im Gebrauch regionalsprachlicher Lexik. Ergebnisse einer Neuerhebung“. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 72/1, 1-51.
- Elsaß, Stephan (2005b), *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Elsaß, Stefan / Robert Möller (2011ff.), *Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA)*, unter: <http://www.atlas-alltagssprache.de/> (18.04.2017).
- Engelberg, Stefan et al. (2013), *Kleines Wörterbuch der Verlaufsformen im Deutschen*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, unter: <http://www.owid.de/wb/progdb/start.html> (18.04.2017).
- Feilke, Helmuth / Mathilde Hennig (Hrsg.) (2016), *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Berlin: de Gruyter.
- Fiehler, Reinhard et al. (2004), *Eigenschaften gesprochener Sprache. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Spezifik mündlicher Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Fiehler, Reinhard (2016), „Gesprochene Sprache“. In: Angelika Wöllstein / Die Dudenredaktion (Hrsg.): *Duden. Die Grammatik*. 9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin: Dudenverlag (Duden 4), 1181-1260.
- Günthner, Susanne / Katharina König (2015), „Temporalität und Dialogizität als interaktive Faktoren der Nachfeldpositionierung – ‚irgendwie‘ im gesprochenen Deutsch“. In: Hélène Vinckel-Roisin (Hrsg.): *Das Nachfeld im Deutschen: Theorie und Empirie*. Berlin / Boston: de Gruyter, 255-278.